

FREIHAFEN

Ausgabe 7 | 2006 | Kostenlos | ISSN 1862 - 4820 | www.freihafen.org

WIR. HIER. JETZT.



MANNAWANNA OUAGADOUGOU

FREIHAFEN in Burkina Faso



Blue Devils

Feldspieler Christian Beckmann über Hugh Heffner, Groopies und 2-Meter-Schränke | 26



Joy Denelane

Ein Gespräch über englische Songs, Rassismus und ihre Familie | 24

FREIHAFEN

Jugendmagazin für Hamburg
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084679
Fax: 040-60084681
Mail: mail@freihafen.org
Web: <http://www.freihafen.org>

Herausgeber

Junge Presse Hamburg e.V.
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Web: <http://www.jpjh.de>

Chefredaktion

Annina Loets
chefredaktion@freihafen.org

Geschäftsführung

Sebastian Olényi
mail@freihafen.org

Layout

Oliver Krumm
Julia Ewersin
Felix Pensky
Sebastian Olényi
grafik@freihafen.org

Titelfoto

Liv Pedersen

Fotoredaktion

Jonas Fischer
Felix Pensky
Tilman Höffken
Liv Pedersen

Öffentlichkeitsarbeit

Oskar Piegsa
presse@freihafen.org

Internetauftritt

[Maurice Renck](mailto:Maurice.Renck)
webmaster@freihafen.org

Finanzen

Jenny Wolf
finanzen@freihafen.org

Anzeigenbetreuung

Sebastian Olényi
anzeigen@freihafen.org

Mitarbeiter (Text/Foto)

Nina Wienkoop (T/F)
Jenny Wolf (T)
Felix Pensky (F)
Annina Loets, (T)
Liv Pedersen (F)
Sebastian Olényi (T/F)
Jonas Fischer (F)
Stephanie Havestmann (T)
Oskar Piegsa (T/F)
Jennifer Nausch (T/F)
Tilman Höffken (F)
Sarah Benecke (T)
Linn Hart (T)
Lea Zierrot (T)
Theresa Kromer (T)
Tung Nguyen (T)

Hinweise auf externe Bildrechte sind bei den jeweiligen Fotos angegeben.

Erscheinung

10x jährlich

Vertrieb

Behörde für Bildung und Sport der Freien und Hansestadt Hamburg

Eigenvertrieb

Jennifer Nausch
vertrieb@freihafen.org

Druck

v. Stern'sche Druckerei GmbH
Zeppelinstraße 24
21337 Lüneburg

Auflage

20.000 Exemplare

Auslageplätze

An allen weiterführenden Schulen Hamburgs, den Universitäten Hamburgs und Lüneburgs, Jugendbildungsstätten und ausgewählten Cafés.

Wir danken allen Redakteuren, die sich an diesem Projekt beteiligen und allen Außenstehenden, die dafür manches Mal kürzer treten müssen.

Außerdem danken wir der Behörde für Bildung und Sport, der SchülerInnenkammer, der Jungen Presse Hamburg e.V. und der Arbeitsgemeinschaft freier Jugendverbände in Hamburg e.V. (AGfJ) für die gute Zusammenarbeit.

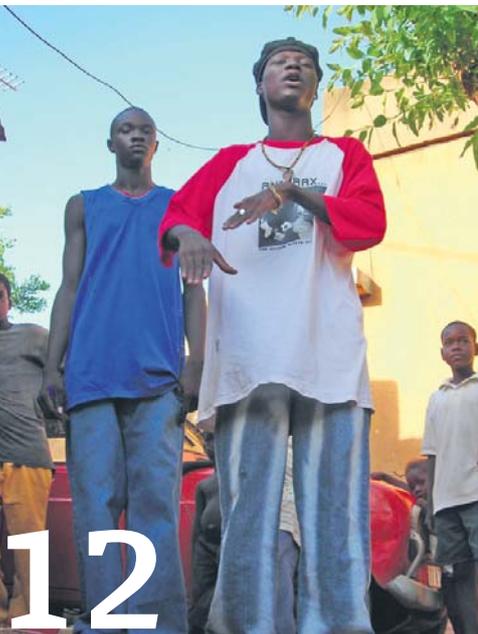
Wir danken der Behörde für Soziales und Familie und der Aktion Mensch - DieGesellschafter für die Unterstützung der Fahrt nach Burkina.



Bock auf Spielen?



mitmachen@freihafen.org



Moin Moin,

Simba ist Afrikaner und wenn auch nicht berühmter, dann zumindest beliebter als der Papst. Nicht nur als Zeichentrickfigur in Walt Disney's König der Löwen. Nicht nur als Abziehbildchen auf jeder Schnabellaste der Welt. Selbst hier auf der Hamburger Musical Bühne ist der gut gebaute Löwe Publikumsliebbling. Aber sonst so? Afrika? Eine Priese AIDS, eine Ahnung Bürgerkrieg und hie und da mal eine Flüchtlingsreportage von den Kanaren? Tatsächlich an Afrika interessiert sind unsere Medien nicht. FREIHAFEN sieht das anders. In unserem Januar-Heft erschien zum ersten Mal ein Text von l'oeil des jeunes, einer ähnlich wie FREIHAFEN strukturierten Jugendredaktion aus Westafrika. Aus einer Medienkooperation wurde engerer Kontakt und acht Monate später standen wir am Hamburger Flughafen. Reiseziel? Ouagadougou. Hauptstadt Burkina Faso. Ein Land, das die wenigsten kennen.

Mannawahnnah Ouagadougou — was geht Ouagadougou?!, heißt Heft Nr. 12. Darin nehmen wir euch mit nach Burkina Faso: Sprechen mit zwei Rappern aus der Hauptstadt, erzählen per A-Z von Autos ohne Türen und Zeugen Jehovas und stellen euch eine Frau vor, die vor 14 Jahren alles hat fallen gelassen, um in Burkina Faso ein Weisenhaus zu gründen. Der Afrikanische Film? Kennt man den? FREIHAFEN Filmkritikerin Linn Hart schon. Zurück in Hamburg sind wir Containerschiff gefahren, sprachen mit Joy Denalane und einem Fußballspieler der Hamburger Blue Devils. Weil wir den Großteil der Hamburger immer noch nicht kennen, haben wir eine neue Serie begonnen: FREIHAFEN daheim. Wir besuchen wildfremde Leute zu Hause und schauen ihnen in den Kühlschrank! Aber lest selber. Gischt und Wind vom Cap der Hamburger Hoffnung!

Annina Loets

FISCHMARKT

[Titel]

- 04** | Portrait über eine deutsche Auswanderin in Burkina
- 06** | Von weißen Hühnern und Toten Tieren
- 08** | Genrevolution mit weißem Gold
- 10** | Afrikanisches Rezept
- 12** | HipHop in Burkina Faso
- 14** | Fotoeindrücke aus Burkina

HAMBURG CITY

[Innerhamburgisches]

- 16** | Freiheit als Appetithäppchen
- 17** | Umfrage: Was fehlt an Hamburg
- 18** | FREIHAFEN besucht Hamburger daheim

SPEICHERSTADT

[Wissen]

- 19** | Sauber und Unsicher

ELBBRÜCKEN

[Außerhamburgisches]

- 20** | Freiwilliges Soziales Jahr in Bolivien
- 23** | Partnerredaktion l'oeil des jeunes berichtet aus Burkina Faso: kleine Demokratie, große Medienlandschaft.

GROSSE FREIHEIT

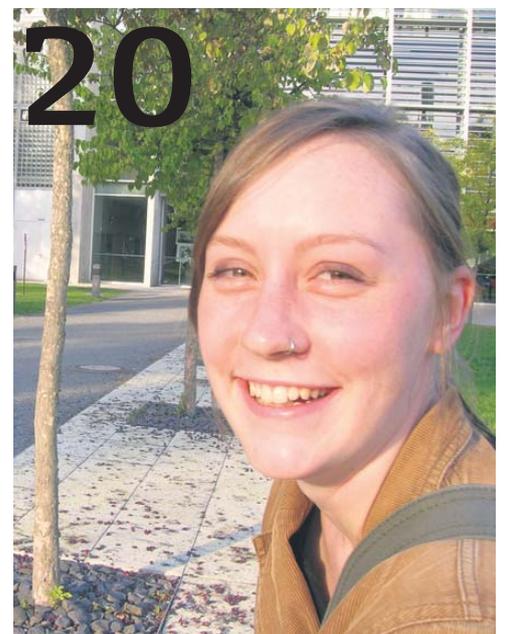
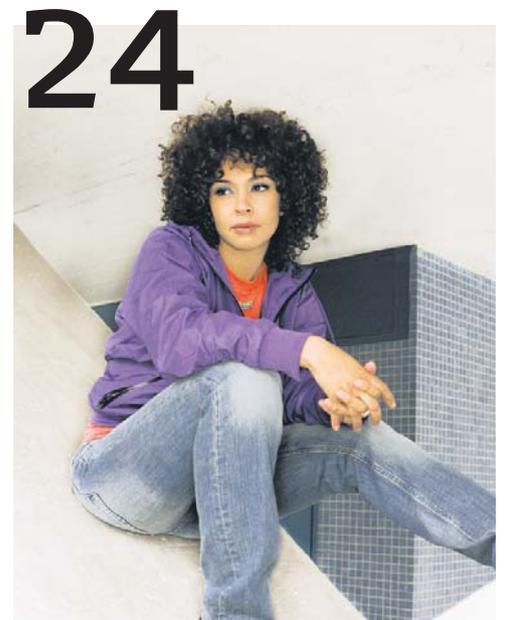
[Kultur]

- 24** | Interview mit „Soul Queen“ Joy Denalane

MILLERTOR

[Sport]

- 26** | Hamburgs blaue Teufel



Ab nach Westafrika – für immer!



Hier nahm alles seinen Anfang: Das erste Waisenhaus von Kathrin Rohde in Ouagadougou

Die meisten jungen Leute in Deutschland haben nach dem Schulabschluß nur ein Ziel: Raus, ins Ausland, in ein neues Abenteuer. Und auch die Medien zeigen immer mehr Dokumentationen über Auswanderer. Selten aber ist die Motivation eine neue Schule für arme Kinder zu bauen ein Grund, um dort zu bleiben. Bei Kathrin Rohde schon. FREIHAFEN sprach mit ihr und fand eine außergewöhnliche Frau.

Nach einer Taxifahrt kreuz und quer durch Ouagadougou, die Hauptstadt Burkina Fasos, und mehreren Wegbeschreibern ist AMPO (franz.: Association Managré Noma pour la protection des Orphelins) gefunden. AMPO bedeutet übersetzt „das Gute geht nie verloren“. Mit dieser Hoffnung gewappnet gründete die ehemalige Plöner Buchhändlerin Kathrin Rohde 1995 ein kleines Heim für Straßenjungen, AMPO. Über die Jahre entwickelte sich AMPO mehr und mehr zu einer Landschaft von Projekten, die heutzutage rund 320 Kinder beherbergt. Und mitten drin Kathrin Rohde.

An unserem Interview-Tag ist es jedoch ruhig im Hof, in den Schlafräumen und Werkstätten und all den anderen Räumen von AMPO. Die Waisenkinder haben Ferien und verbringen diese außerhalb. Kathrin Rohde nutzt die Zeit, um sich um den Papierkram zu kümmern, der ihr bis heute am meisten Kummer bereitet. Noch immer fehlen offizielle Urkunden von Grundstücken, die seit Jahren im Besitz der Organisation sind. Doch die burkinischen Behörden leben mit einer langsameren Uhr als die unsere, wie alle Menschen in Burkina.

Die Ruhe im Hof scheint sie aber nicht wirklich zu schätzen. Dass die Kinder nicht das sind, findet sie schade, ständig erwähnt sie das. Man wundert sich im Laufe des Gesprächs immer weniger über die Tatsache, dass eine 44-jährige Frau ihr stabiles Leben inklusive Mann und Sohn in Deutschland aufgab, um in Burkina die „Mama Kipsei“ (zu deutsch: „Mutter der Waisen“) zu werden.

Angefangen hat ihr Lebensschicksal während einer Reise durch Burkina, als sie krank wurde. Zu ihrem und der Kinder Glück wurde sie von einem Burkinabé gesund gepflegt, für den

Kathrin Rohde mit Spenden aus Deutschland wiederkam und als Dank zwei Schulen baute. Sie beschloss zu bleiben. Durch den Verkauf ihrer Besitztümer in Deutschland war ihr Leben finanziell erstmal gesichert. Jedoch gibt es bei jeder Auswanderergeschichte auch immer einen Haken: in diesem Fall waren es die Krankheitserreger, die ihr zu schaffen machten. In den ersten Jahren litt sie ständig an Krankheiten. Denn die damalige Entwicklungsstand Ouagadougous kannte noch keine hygienischen Arztpraxen. Anstatt sich aber von diesen Hürden abschrecken zu lassen, blieb sie. Die Geschichte hört sich fast unwirklich, nach einer typischen Heldin an. Sie selbst wehrt sich aber entschieden gegen diese Art von Urteil und gab einem Reporter auf die Frage, warum sie das alles tue, einen simplen Fingerzeig auf die Kinder als Antwort.

Und trotz ihrer 14 Jahre Waisenmutter-Dasein scheint sie noch lange nicht am Ende angelangt. Jedenfalls nicht mit ihren Plänen, mit ihrer Lebensfindung schon: Verheiratet mit einem Burkinabé, lebt sie seit über zehn Jahren in Burkina und will dort bleiben. Das einzige was ihr anfangs fehlte, war ihre Familie. Doch ihr Sohn folgt ihr nächsten Jahres und beginnt ebenfalls ein Leben in Burkina. Auf Nachfragen fällt ihr noch ein, dass aber auch sie ab und zu simple Dinge aus Deutschland vermisst, wie „Schwarzbrot mit Käse“. Ob sie sich vorstellen könne jemals wieder nach Deutschland „einzuwandern“? Solange ihre gesundheitliche Verfassung es zulässt, will sie in Burkina alt werden. Schließlich, meint sie, gäbe es nur hier so viele Menschen, die sich ums Schieben ihres Rollstuhls streiten würden. In Deutschland nicht.

Fragt man sie nach anderen Themen, wie beispielsweise nach Entwicklungshilfe, wird schnell klar: Diese Frau hat sich ihre Meinung gebildet und vertritt sie mit einfachen, aber umso deutlicheren Worten. Denn ihre offene Meinungsäußerung hat sie sich in Burkina nicht nehmen lassen und positioniert sich deutlich. Sie ist gegen Entwicklungsprojekte, die langwierig sind und dann abrupt wegen drohendem Scheitern abgebrochen werden. Sie ist für die direkte Hilfe. Und für den Glauben. Denn glauben tun in Burkina alle Menschen, sei es an Magie, Gott, Allah oder an etwas ganz anderes. Und auch wie sie ihren Glauben ausleben, könnte unterschiedlicher nicht sein. Fünfzig Prozent der Bevölkerung sind Muslime, trotzdem sieht man nur selten Frauen mit Kopftuch. Betteppiche Richtung Mekka umso häufiger. Auch Kathrin Rohde betet: fünf Mal am Tag, ohne Kopftuch. In Deutschland wurde sie evangelisch geboren und in Hamburg konfirmiert, bis sie in Burkina zum Islam konvertierte. Aus voller Überzeugung, aber ohne Fanatismus. Denn Fanatiker gibt es hier nicht, so Kathrin Rohde. Für sie ist es ein „religiöses Paradies“, wie sie bereits in einem früheren Artikel betonte. Und tatsächlich, die verschiedenen Religionen scheinen hier respektiert zu sein und leben friedvoll nebeneinander. Sowie



Kathrin Rohde engagiert sich seit 14 Jahren für Waisenkinder in Burkina Faso

die Kirchen neben den Moscheen stehen und der Mediziner vor ihnen im Staub sitzt. Am Ende des Interviews steht vor allem eins fest: Kathrin Rohdes Waisheiten sind simpel – zu simpel, könnten Kritiker sagen. Beim Warten auf ein leeres Taxi stelle ich jedoch vielmehr fest, was für einen Eindruck diese Frau auf mich hinterlassen konnte. Sie hat mit ihrem starken Willen das erreicht, was sie wollte. Sie hilft anderen Menschen, und das tagtäglich. Auch wenn es jetzt doch nach einer Heldengeschichte klingt.

Text und Fotos:

Nina-Kathrin Wienkoop - n.wienkoop@freihafen.org

Infos

Für weitere Informationen zu den Projekten von AMPO, sowie den Hilfsmöglichkeiten und Zivildienst- bzw. Praktikastellen: www.sahel.de

Für Interessierte:
Kathrin Rohde hat 2002 ein Buch geschrieben – „Mama Tenga – mein afrikanisches Leben“, Verlag Kiepenheuer & Witsch

Von weißen Hühnern und toten Tieren

Wie sieht es eigentlich in der Hauptstadt eines Entwicklungslandes aus? Holzkarren? Nein, Mofas. Buschfunk? Nein, Internet. Anlässlich unserer Reise hat FREIHAFEN hier einige Anekdoten und Erfahrungen aus Burkina Faso zusammengestellt.

Autos Meistens in der Form von Taxen zu finden und gerade für uns besonders interessant, da viele das Geburtsjahr mit uns teilen. So hat man sich auch schnell daran gewöhnt, dass eine zersplitterte Frontscheibe immer noch ihren Zweck erfüllt und man den in Europa oft gepriesenen Rückspiegel gar nicht braucht. Und wer hat eigentlich behauptet, dass nur fünf Leute in ein Auto passen?



Baguette Unser morgendliches Frühstück und besonders zusammen mit Bananen sehr bekömmlich. Als dann später auch Nutella und Marmelade unseren Frühstückstisch bereicherten, fielen wir jedoch wieder zurück in die europäische Esskultur und bald kaufte auch jemand Cornflakes aus dem Luxusladen.

Compaoré Seit 26 Jahren ist er burkinischer Präsident und scheinbar begehrtes Objekt des lokalen Merchandisings. Während auf deutschen T-Shirts Nirvana oder Tokio Hotel dem Gegenüber ins Gesicht lachen, prangt auf den burkinischen T-Shirts Compaoré. Das selbe gilt für Hemden, Jacken, Röcke, Uhren und vieles mehr. Meistens werden diese Artikel vor den Wahlen an die Bevölkerung verschenkt.

Durchfall

Jeder kriegt ihn, keiner kommt drum rum. Das mag entweder an den Unmengen Bananen oder den Gewürzen liegen. Kohletabletten sind daher entweder in großer Stückzahl mitzuführen, oder aber an geheimer Stelle zu verwahren.

Elefanten

Auch mitten im Herzen Afrikas konnten wir die sympathischen Dickhäuter nur hinter Gittern betrachten. Unsere Partner-Redaktion war der Meinung, dass eine waschechte Safari für uns Weiße viel zu gefährlich wäre. So begaben wir uns in den Zoo des Präsidenten. Leider war der Besitzer beim Bau der Gehege nicht besonders großzügig gewesen und wirklich viel zu lachen haben seine Schützlinge nicht.



Fußballtrikots

Nirgends ist der Absatzmarkt für Trikots wohl größer als in Ouagadougou. Keine Straßenecke an denen einem nicht Eto'o und Ronaldinho begegnen. Selbst der FC Hansa Rostock war vertreten.

Gewürze

Obwohl Chilis angeblich zu den typischen Gewürzen in Burkina gehören sollen, haben wir davon nicht viel mitbekommen. Im Gegenteil: Die meisten Gerichte waren eher weniger bis gar nicht gewürzt. Besonders in Erinnerung geblieben sind Maisbrei, der dezent nach nichts schmeckt, und Spagetti mit einem leichten Chlor-Beigeschmack.

Hamale

Hamale ist ein typisches afrikanisches Dörfchen, 400km südlich von Ouagadougou an der Grenze zu Ghana gelegen. Mit unserem Besuch gingen wir in die hundertjährige Dorfgeschichte ein: Wir waren die ersten Weißen, die bis dahin in Hamale übernachteten. Zum Dank erhielten wir vom Dorfchef ein ganz besonderes Geschenk: Ein lebendiges, leicht ramponiertes und verängstigtes, weißes Huhn. Eine besondere Ehre, wie wir später erfuhren.

Internetcafés

Ja, auch in Westafrika gibt es Internetcafés. Und zu unserer Überraschung waren diese noch nicht einmal übermäßig teuer, jedenfalls für uns. Eine Stunde kostet umgerechnet ca. 50 Cent. Allerdings kann es, bei Überlastung des Netzwerkes schon mal 20 Minuten dauern, bis die gewünschte Website erscheint.

Jogger

Man möchte es wegen der Hitze und Luftfeuchtigkeit gar nicht glauben, aber im Ouagadougou gibt es erstaunlich viele Jogger. Mit Mütze und langem Trainingsanzug ausgerüstet scheinen sie vom einen zum anderen Ende der Stadt zu laufen. Dass es nicht laufend zu Todesfällen kommt, ist ein kleines Wunder. Schließlich teilen die Sportler sich die Straßen mit Kamikaze-Mopeds, ->Autos und ->Fußballtrikot Verkäufern.

Kofferladen

Die praktische und handliche Alternative zu Apotheken und Drogeriemärkten. Von Antibiotikum und Potenzmittel über Taschentücher und Zigaretten bis hin zu Schmuck kann man hier alles schnell und unkompliziert auf der Straße erstehen.

Lachen

Burkinabés sind meist arm. Jeder Arztbesuch dauert viele Stunden. Doch statt zu verzweifeln klopfen sie sich herzlich auf die Schulter, zucken die Achseln und lachen.

Mosquitonetze

Schon im Vorfeld galt unsere größte Angst den Mosquitos, die Malaria übertragen. So hüllten wir unsere Betten jeden Abend aufs neue in riesige mit Chemikalien durchtränkte Mosquitonetze. Durch die Insektizide kam es zwar des Öfteren zu geschwollenen Augen oder Lippen, aber gestochen wurden wir nicht.

Nassara

Für uns das erste Wort in Moré, das wir schon nach dem ersten Tag in Ouaga verstanden: Weißer. Besonders die Kinder streckten uns häufig unter „Nassara Nassara“-Ausrufen ihre kleinen Hände entgegen.

Ouaga 2000

Ouaga 2000 nennt ein Wohn- und Verwaltungsviertel am Rand Ouagas. Noch ist es nicht fertig, aber bald wird es der neue Lebensraum für die besser gestellte Bevölkerung. Hier ließ der Präsident weit weg von Armut ein monumentales Nationaldenkmal und gleich auch einen neuen Präsidentenpalast errichten.

Pick-Up

Man hat das Gefühl, Freiheit definieren zu können, wenn man auf der Ladefläche eines Pick-Ups sitzt und sich bei voller Fahrt den Wind durch die Haare wehen lässt. Ein unbeschreibliches Gefühl. Die Ladefläche bot in der Regel Platz für ca. 10 Personen.

Queen of Kunde

Unsere Stammdisco mit gemütlichem Flair und einem Mix aus afrikanischer und europäischer Musik. In dieser Atmosphäre hätte man fast vergessen können, dass man gerade in einer Disco in einem der ärmsten Länder der Welt tanzt und nicht auf dem Hamburger Kiez.

Regen

„Wir mögen keinen Regen, weil wir Angst haben, krank zu werden.“, erklärt uns Brice von unserer Partnerredaktion. Während wir bei gefühlten 35°C über jeden Regentropfen dankbar waren, blieb bei den Burkinabé alles stehen und liegen, keiner ging vor die Tür, geplante Unternehmungen wurden abgesagt. Stattdessen: Kapuzenpulli anziehen und warten, bis die Sonne wieder scheint – teilweise stundenlang.

Schamanen

sind die Medizinmänner, die auf dem -> Toten-Tier-Markt ihre Hausmittelchen verkaufen.



Toter-Tier-Markt

Immer noch gibt es Heilmittel jenseits von Tabletten und Saft, rein auf Naturbasis aber nicht pflanzlich. Von einem Tisch glotzen uns tote Katzen und Bären an. Überall liegen Knochen und Schädel. Und jedes dieser Wesen liegt hier, um die Krankheiten der Menschen zu heilen. Gegen Magen-Darm-Beschwerden wurde uns nahegelegt, eine tote Ratte in Wasser zu tauchen und dieses dann zu trinken. Wir haben aber lieber weiterhin artig unsere klassischen Tabletten geschluckt.

Uhrzeit

Die Uhrzeit spielt in Burkina Faso keine Rolle. Termine verschieben sich ganz selbstverständlich um „höfliche“ zwei Stunden, sei es wegen Regens, Verkehrs oder Fußballtrikotverkäufern.

Verkehr

wird von Taxen und Unmengen von Mofas beherrscht. Die Regeln jedoch waren bis zum Schluss schwer verständlich für uns. Zum einen scheint hier das Gesetz des Schnelleren zu herrschen. Wer schneller ist oder sich so fühlt, hupt kräftig und alle anderen machen Platz. Zum Anderen braucht man zum Mofafahren keine Erlaubnis und an roten Ampeln hält man nur dann, wenn die Polizei unmittelbar daneben steht.

Where do you go?

Erinnert sich noch jemand an diesen Hit von „No Mercy“? Seit Jahren nicht mehr gehört, schallt er hier, zu unserer allgemeinen Überraschung, aus Taxiradios und Discoboxen und scheint der Sommer-Smash-Hit überhaupt zu sein. So auch im -> Queen of Kunde.

Xylophon

Ein traditionelles Musikinstrument in Afrika, meist aufwendig aus den einfachsten Materialien selbst gebaut. In Hamale wurden zu der zweistimmigen Xylophonmusik afrikanische Volkstänze für uns aufgeführt.

Y va

Kurzform von On y va, bedeutet zu Deutsch: Auf geht's. Wenn die ->Uhrzeit mal wieder für uns eine größere Rolle spielte, als für unsere Partner-Redaktion, wurden wir schon mal etwas quengelig. Mag aber auch am ->Durchfall gelegen haben. Vielleicht hätten wir doch auf den ->Schamanen hören sollen.

Zeugen Jehovas

Seit dem Ende der Sechziger Jahre kommen verstärkt ausländische Missionare der Zeugen Jehovas nach Burkina, inzwischen sind es 35. An Mitglieder zu kommen ist hier einfacher als beispielsweise in Deutschland, da viele Menschen bereits nach wenigen Versprechungen konvertieren.

Text: Jenny Wolf - j.wolf@freihafen.org

Fotos: Oskar Piegsa - o.piegsa@freihafen.org

Liv Pedersen - l.pedersen@freihafen.org



Baumwollbauer Amado präsentiert sein „weißes Gold“

Genrevolution mit weißem Gold

Felder über Felder und bis zu 95% der Bevölkerung lebt von ihnen: Burkina Faso versucht seine Baumwolle gentechnisch gegen Insekten zu schützen – nicht ohne heftige Diskussionen.

Text und Fotos: Sebastian Olényi - s.olenyi@freihafen.org

Grüne Weiten in Burkina Faso, lachende Gesichter. Zur Regenzeit in den Dörfern Burkinas kann sich der unbedarfte Besucher Hunger und Armut kaum vorstellen. Felder aus Mais, Hirse, Sorghum, Reis und Baumwolle versorgen die Einwohner. Handys und das ein oder andere Moped zeigen Ansätze von Wohlstand. Obwohl Burkina Faso zu den ärmsten Ländern der Welt gehört, keine eigenen Rohstoffe, keinen Zugang zum Meer hat, ein Agrarstaat ist, werden hier teure Gentechnikversuche durchgeführt, unterstützt von den Konzernen Monsanto und Syngenta. Beide haben Baumwollsorten entwickelt, die sich durch ein Bakterien-Gen selbst gegen Schädlinge schützen sollen. Denn Pestizide

sind teuer und immer öfter durch Resistenzen auch wirkungslos. Baumwolle nennen die Burkinabés auch ihr weißes Gold: Ungefähr 60 Prozent der Exportgüter sind Baumwolle, mehr als ein Viertel der Bevölkerung ist direkt von ihr abhängig. Und das weiße Gold ist anspruchsvoll wie kaum eine andere Nutzpflanze; sie verträgt fast keine Konkurrenz, ist anfällig für Schädlinge, braucht viel Licht und guten Boden. Da die Baumwolle hier in Monokultur angebaut wird, das heißt großflächig als einzige Pflanze, haben es die Schädlinge besonders leicht.

Amado Congo, Bauer in der Region Kombissiri, weiß, dass er die Pestizide braucht, und hat trotzdem Angst vor ihnen. „Viele Bauern werden auf Dauer krank vom Gift oder schützen sich nicht richtig. Vor ein paar Wochen erst ist im Nachbardorf eine Frau gestorben, weil sie einen leeren Behälter als Trinkflasche weiterverwendet hat.“ Sechs Mal muss Congo pro Jahr die gefährlichen Gifte auf seine Felder spritzen. Die Mittel werden ihm von der staatlichen Sofitex zur Verfügung gestellt. Er baut nur einen Hektar an, mit dem er etwa eine Tonne Baumwolle im Jahr erwirtschaftet. Nach dem Verkauf der Baumwolle erhält er, was nach Abzug der Pestizi-

„Letztes Jahr war es trocken, da haben wir hungern müssen.“

de, des Saatgutes und der Provision der Zwischenhändler noch übrig bleibt. Das ist das einzige Geld, das er verdient und dringend für Medizin, Benzin und die Bezahlung der Schulbildung seiner Kinder braucht. „Letztes Jahr war es trocken, da haben wir hungern müssen. Die hohen Kosten für Pestizide waren dann besonders schlimm. Doch wenn ich nicht spritze, sind die Verluste bei 90 Prozent.“

Eine Baumwolle ohne Pestizide wäre für den Bauern ein Traum. Er ist ohnehin von Sofitex abhängig – Angst vor der Gentechnik hat er keine.

Ganz anders geht es dem Professor für Gentechnik Norbert Zongo von der Universität Ouagadougou. Er ist einer der führenden Gentechnik-Kritiker Afrikas und hat eine Dachorganisation von Gentechnik-Gegnern gegründet. Unkontrollierte Ausbreitung der manipulierten Pflanzen und bisher ungeklärte Folgen für Mensch und Umwelt machen ihm Sorgen. Die bestehenden Schutzmaßnahmen reichen ihm nicht aus. „Die Pollen von Pflanzen kümmern sich nicht um Zäune. Man kann sie über viele hundert Meter noch nachweisen.“ Gerne hätte Zongo Geld für eigene, unabhängige Studien, doch wer soll das bezahlen? Außerdem fürchtet er eine Abhängigkeit der Bauern von den Gentechnik-Konzernen. Deren Angaben über Ertragssteigerungen glaubt er nicht. Am Anfang helfe die Resistenz, doch nach ein paar Jahren sei der positive Effekt verfliegen und die Bauern säßen auf einem Schuldenberg für das teure Saatgut. „Der gesunde Menschenverstand gibt genügend Gründe, um Nein zu sagen!“ Vor einer Anwendung der Technik würde er wenigstens 50 Jahre mit Versuchen für die Abschätzung der Langzeitfolgen durchführen. „Wir spielen mit dem Feuer. Ist sie einmal freigesetzt, kann niemand die Gentechnik mehr zurückholen!“

Professor Gnissa Konate kann es dagegen gar nicht schnell genug gehen. Er leitet das staatliche Institut für Umwelt- und Agrarforschung, das über die Einführung von gentechnisch veränderter Baumwolle forscht und dafür im Süden des Landes Versuchsfelder angelegt hat.

„Wir sollten aufhören, die Diskussionen, die in Europa geführt werden, zu importieren. Das ist

reine intellektuelle Demagogie, niemand von denen interessiert sich überhaupt wirklich für Afrika“, meint er und kennt Zongos Argumente ganz genau. „Ich kann ihnen die Auswirkungen in 50 Jahren nicht sagen, aber wir unternehmen alles, um die abzusichern. Trotzdem müssen wir alles versuchen, um konkurrenzfähig zu bleiben.“ Dabei sei die Baumwolle nur ein Alibi, wenn man sich auch einige Hoffnungen mache. Viel wichtiger sei aber an den Versuchen der Wissenstransfer. Burkinische Wissenschaftler werden von den Firmen in der Schweiz und Amerika fortgebildet. Finanziert werden diese Ausbildung und die Versuche von

Ohne Pestizide liegen die Verluste bei 90 Prozent.

den beiden Gentechnik-Konzernen und dem burkinischen Staat. Dabei zahlen die Unternehmen vor allem für den Anbau. Der Staat übernimmt dafür die Gehälter der Wissenschaftler und hat für alle seine Forschungen einen 30-Millionen-Euro-Kredit von der Weltbank bekommen. Konate ist sich sicher: „In den letzten 150 Jahren hat Afrika zahlreiche Chancen verpasst: Die industrielle Revolution ist an uns vorbei gegangen, im Umbruch zu einer Welt der Computer spielen wir keine Rolle. Wir wollen die Revolution durch die Biotechnologie nicht auch noch verpassen. Das können wir uns nicht leisten!“

Wie gespalten die Zunge von Europäern und Amerikanern ist, machen aus Konates Sicht vor allem die Agrarsubventionen deutlich. Vor knapp 20 Jahren habe sein Institut neue Varianten von Weizen ohne Gentechnik klassisch gezüchtet, speziell an die Hitze angepasst. Als die ersten Sorten marktreif waren, erhöhte die Europäische Union gerade die Subventionen für europäischen Weizen. Die Folge:

Trotz hoher Produktionskosten und trotz dem langen Transportweg aus Europa ist europäischer Weizen in Burkina Faso billiger als burkinischer – noch heute. Fast kein Bauer baut daher in

Burkina Faso Weizen an. Konate hätte aus Europa statt Druck gegen die Gentechnikversuche lieber ein Engagement gegen diese Agrarsubventionen, die die Entwicklungshilfe weit übertreffen.

Nach Berechnung des International Cotton Adviso-

„Der Menschenverstand gibt genügend Gründe, Nein zu sagen!“

ry Committee (ICAC) in Washington produzieren die Bauern in Burkina Faso ihre Baumwolle dreimal billiger als die Bauern in Amerika. Und weil die Afrikaner die weiße Watte mit den Händen von den Sträuchern zupfen, ist sie zudem noch von besserer Qualität als cotton USA. Aber die burkinische Baumwolle lässt sich trotzdem nicht zu guten Preisen verkaufen: Ohne die Agrarsubventionen wäre der Weltpreis für Baumwolle 25 Prozent höher.

Konate hat in Straßburg seinen Doktor absolviert und ist nach Burkina zurückgekommen. „Vor 30 Jahren war auch Deutschland von der Ölkrise betroffen. Damals habt ihr angefangen, Atomkraftwerke zu bauen. Jeder wusste um das Risiko. Heute schaltet ihr sie ab. Ihr seid der Überzeugung, sie nicht mehr zu brauchen, weil ihr eine bessere Technologie habt.“, erklärt er. „Wir sind der Meinung, und durch unsere bisherigen Versuche wird das bestätigt: Afrika braucht heute die Gentechnik.“

Mehr Infos?

Zahlreiche Verbände und andere Interessensgruppen bieten online Informationen zum Thema „Grüne Gentechnik“ an. Doch Vorsicht: Kaum eine ist wirklich unabhängig - und es gibt nie nur eine Wahrheit...

Verzeichnis über „Genverunreinigungen“ www.gmcontaminationregister.org

Pro-Gen-Seite der Agrarverbände www.gruene-biotechnologie.de

Anti-Geneseite von BUND und Greenpeace www.keine-gentechnik.de
www.greenpeace.de/themen/gentechnik

Biofirmen unterstützte Verbraucherinfo www.biosicherheit.de

Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung www.mpiz-koeln.mpg.de

Telepolis-Nachrichtenseite zum Thema www.heise.de/tp/r4/inhalt/leb.html



Baumwollbauer Amado hält eines der angegriffenen Blätter in der Hand



Ein Landarbeiter zeigt eine der hochgiftigen Pestizidflaschen



Ohne Handschuhe, Gasmasken, Schutzkleidung - viele Bauern werden krank

Erdnusskulis und Elefantenfüße



Text: Stephanie Havemann - s.havemann@freihafen.org

Foto: Felix Pensky - f.pensky@freihafen.org

Wer noch nie etwas von essbaren Kulis oder leckeren Elefantenfüßen in Brot serviert gehört hat, der sollte seine Wissenslücke schleunigst auffüllen. Das geht selbst in der WG-Küche. FREIHAFEN zeigt wie.

Hast du schon mal einen Stift gegessen? Nein? Du bist noch nie in Afrika gewesen? Dort isst man Kulis schon fast täglich. Wieso, wirst du dich jetzt fragen. Ganz einfach: Kulikuli ist ein Nationalgericht und wird besonders gerne in Nigeria genascht. Es sind frittierte Erdnussbällchen. Unspektakulär? Eine schwierige Zubereitung? Alles Ausreden, versuch es doch einfach mal selber.

Du nimmst einfach die restlichen 500g ungesalzene Erdnüsse vom letzten DVD-Abend mit Freunden, schnappst dir eine Zwiebel aus dem Keller, klast deiner Oma das Salz und den Cayennepfeffer und versuchst den letzten Tropfen Erdnussöl aus der Flasche zu pressen und schon kann es losgehen.

Röste die Erdnüsse in Öl und gebe sie danach mit etwas Öl in den Mixer, bis eine glatte Masse entsteht. Das überschüssige Öl muss allerdings auch wieder weg, also die Nussmasse ausschöpfen. Dann geht es deiner Zwiebel an den Kragen, sie muss gebraten werden. Und während sie die letzten Fluchtversuche unternimmt, gibst du sie einfach zu deinen Nüssen hinzu, salzen, pfeffern und kleine Bällchen formen. Das weckt doch Erinnerungen an die WM.

Nachdem du nun reichlich Öl erhitzt hast, gibst du einfach deine kleinen Erdnuss-Fußbälle in den Topf und frittierst sie für 3 Minuten. Rausnehmen, abtropfen lassen und genießen. War doch gar nicht so schwer. Und gleich hinterher, zum Schlemmen ein leckeres Elefantfußbrot. Oh doch, man kann sie essen, die großen Trampelstämme der Dickhäuter. Und so schmecken sie besonders lecker. Such dir aus dem Tierpark zerstampfte Kartoffeln, es sollten 500g zusammen

kommen, dazu einfach 1,2kg Mehl, 3 Esslöffel Salz und 20g Trockenhefe. Dein Wüstenwasser sollte allerdings nach stundenlangem aufwärmen in der Sonne nicht ganz verdunstet und noch mit 1,2 Liter verwendbar sein. Deine Kartoffeln gibst du in eine Rührschüssel und machst eine Mulde in die Mitte.

In dieses Loch kommt dann dein Wasser, diese Masse knetest du mit dem Knetaken zu Teig. Er sollte glatt und elastisch werden, sodass er sich gut zu einer Kugel rollen lässt. Diese gibst du dann einfach in eine eingefettete Schüssel. Aber nun musst du sie in Ruhe lassen, sie muss ihr Schicksal erst verdauen. Und wenn sie gerade dabei ist, sich richtig aufzuplustern und schon doppelte Größe erreicht hat, dann erst ist es soweit. Du darfst sie erneut für 2-3 Minuten kneten.

Den Teig rollst du anschließend wieder zu einer Kugel, gibst diese auf ein bemehltes Backblech und drückst die Oberseite leicht ein. Dann schneidest du dem Elefantfuß die Zehennägel, hört sich eklig an, ist es aber nicht. Damit er keinen Sonnenbrand im Ofen bekommt, deckst du ihn einfach mit eingefetteter Frischhaltefolie ab.

Und dann heißt es wieder einmal warten, bis der Teig zu einem riesigen Berg gewachsen ist. Während er seine Wut mal so richtig ablassen kann, imitierst du einfach die afrikanische Sonne mit Hilfe deines Backofens und heizt diesem bei 200°C mal so richtig ein. Dein Brot sollte nun 60-75 Minuten gebacken werden und beim Raufklopfen hohl klingen. Dann ist dein eigener Elefantfuß fertig und bereit gegessen zu werden. Aber Vorsicht, lass dich nicht platt machen.

Jenseits von Europas Leinwand

Es gibt ihn, den afrikanischen Film, auch wenn der Europäer nicht viel davon mitbekommt. Es gibt rührende, ernste, lustige und auch gewalttätige Filme. Gute und Schlechte. Weder die einen noch die anderen erreichen die großen Kinos Europas.

Text: Linn Hart - l.hart@freihafen.org



mta (24 bilder)

Sich selbst feiern? Eine afrikanische Version von Carmen gewinnt Preise bei der Berlinale

Thema Afrika. Da fallen mir als erstes die amerikanischen Filme ein: Jenseits von Afrika, Der ewige Gärtner, die Dolmetscherin, Hotel Ruanda ... oder deutsche: Nirgendwo in Afrika und die weiße Massai.

Aber welcher afrikanisch produzierte Film schafft es in unsere Kinos? U-Carmen e-Khayelitsha aus Südafrika gewann 2005 den goldenen Bären als bester Film. Hey, dachte ich, ein Film aus Afrika, von Europa in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gestellt. Das gibt doch Hoffnung. Die spanische Oper, von dem Franzosen Georges Bizet geschrieben, wird übersetzt in die südafrikanische Kultur und Sprache. Auch als ich den Film

sah, war ich noch begeistert. Die wunderbare Hauptdarstellerin hat mich beeindruckt, weil sie so ganz anders aussieht als die europäische Carmen und besonders durch ihre Ausstrahlung hervorsteht.

Da man die Geschichte kennt und auch weiß, wie sie normalerweise interpretiert wird, fallen die kulturellen Unterschiede zwischen Südafrika und Europa besonders auf. Trotzdem befremdet die andere Kultur nicht, im Gegenteil: Durch das Wiedererkennen der „Schablone“ wird Afrika plötzlich merkwürdig vertraut. Nachdem die erste Euphorie vergangen war, hab ich mal über die Situation nachgedacht:

Warum kürt die Berlinale gerade diesen Film? Es ist kein afrikanisches Märchen oder eine Geschichte, die aus dieser Kultur geboren ist, sondern eine europäische Oper, die von Afrikanern „nachgespielt“ wird. Als ob es nicht genug preiswürdige Filme gäbe, kürt die Berlinale den Film, der sich der europäischen Kultur widmet. Das wirkt, als ob Europa sich selbst im Kino am liebsten sieht und feiert. Woran liegt es, dass afrikanische Filme unsere Kinos nicht erreichen? Liegt es an der Kolonialgeschichte Afrikas? Sind wir immer noch von unseren Großeltern beeinflusst, die den ganzen Kontinent als unzivilisiert und minderwertig abgestempelt haben? Oder sind wirtschaftlich schwache Kulturen uninteressant für deutsche Massen?

Ich sehe mich außer Stande einen Film zum Thema Afrika zu empfehlen, weil er Repräsentant sein müsste für ein ganzes Jahrhundert Filmgeschichte eines Kontinents. Eine unlösbare Aufgabe. Aber wer sich dennoch über die wunderbare Vielfalt der Filme informieren möchte, findet auf unserer Freihafen Homepage eine Linkliste mit Homepages zum Thema: „Der afrikanische Film“



Linn Hart schreibt in FREIHAFEN über wirklich gute filme

U-Carmen e-Khayelitsha

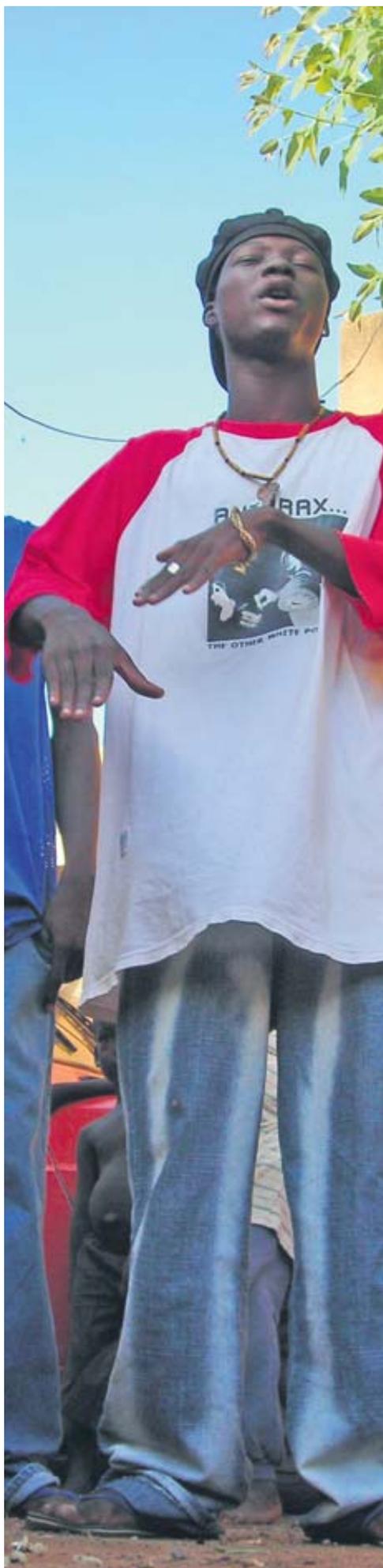
Südafrika, 2004, 120 Minuten

Regie: Mark Dornford-May,
Pauline Malefane, Andiswa Kedama

Kamera: Giulio Biccari

Schnitt: Ronelle Loots

Ouagadougou Underground



Von einem Entwicklungsland erwartet man Elend, Hilflosigkeit und zerschlossene Kleider. Von Rappern erwartet man Bling-Bling-Ketten, Markenklamotten und Fießlingsattitüde. Wie aber stellt man sich die HipHop-Szene eines Entwicklungslandes vor? FREIHAFEN hat zwei junge Rapper begleitet, um mehr herauszufinden.

Es wächst Gras auf den Straßen des Ghettos. Büschelweise bricht es aus den unbefestigten Wegen hervor, die die Häuser und Höfe von Bedogho verbinden. Das Viertel ist eines der ärmsten in Ouagadougou, der Hauptstadt des westafrikanischen Staates Burkina Faso, der laut UN eines der ärmsten Länder der Welt ist. Wer in Bedogho wohnt, der lebt kaum anders, als man das in afrikanischen Dörfern tut – ohne fließend Wasser, Strom, Sicherheiten. Dafür gibt es hier allerdings etwas, das man in afrikanischen Dörfern gar nicht erst zu suchen braucht: Graffiti.

„Mein Bruder hat das gemalt!“, schreit eine Frau vom Hof gegenüber. Stolz weist sie auf den Urheber des überdimensionalen Gemäldes hin, das sich an der Kreuzung zweier Lehmwege über eine Häuserwand zieht. Totenköpfe sind abgebildet und ein Sportwagen, durchzogen von dem Schriftzug „La Censure“, dem Namen einer Rap-Gruppe aus Burkina.

HipHop ist groß, auch in dem afrikanischen Land, dessen Namen in Europa kaum jemand kennt, weil es hier keine Rohstoffe gibt und schon lang keine Kriege mehr. Dafür kommen über 500 Leute zu den Breakdance-Battles in der Maison de la Jeunesse, zahlen Eintritt, tragen Baggypants und leisten sich einen Lifestyle, den man hier nicht erwartet hätte. Doch wer im Zen-

trum von Ouagadougou durch die Straßen fährt, kann sich kaum retten vor Bässen aus den so genannten Discothèques. Die Bretterverschläge am Straßenrand sind gesäumt mit Musik-Kassetten und Video-CDs voller billig produzierter Musikclips. Was man im Westen Black Music nennt, ist längst angekommen in Schwarzafrika.

Auf den Trittbrettern, die über Straßengraben führen, auf Straßenschildern und an Mauerecken stehen Namen getaggt. Young Boys, zum Beispiel, Power Boys und Biggy Euro Boys – Reviermarken jugendlicher Cliques, die an die frühen Gang-Graffitis aus den USA erinnern. Ganz in der Nähe der etwas eigenwillig betitelten Titanic Boys ziert noch ein anderer Schriftzug die Hauswand. „CFA“ steht da in weiß umrissenen Lettern an der Wand. Die Abkürzung steht für den Franc de la Communauté Financière d’Afrique, die Währung, die ähnlich einem afrikanischen Euro von den Staaten im Westen des Kontinents geteilt wird. CFA ist aber auch der Name einer örtlichen Rapgruppe, die sich nach den afrikanischen Francs benannt hat.

Sie wohnt im Haus gegenüber. Dort hinter dem Metalltor warten bereits Edouard Kollofo und Arsene Wango, alias King Hard & Core und King Kast. Beide sind Anfang 20, gehen noch zur Schule, wohnen noch bei ihren Eltern und behaupten

ten, seit sieben Jahren HipHop zu machen. Sie haben sich als Breakdancer versucht und Wände bemalt. Jetzt rappen sie, zu programmierten Beats auf Kassette oder zum Live-Getrommel auf der Djembe. „Es dreht sich alles nur um Geld“, sagt Edouard. Deshalb hat er seine Band CFA genannt.

Hinter Arsene räkelt sich ein Mädchen oben ohne auf einem alten Renault. Wäre es zehn Jahre älter und

Ein Mädchen räkelt sich oben ohne auf einem alten Renault. Wäre es zehn Jahre älter und der Wagen 20 Jahre jünger – die Szene wäre das perfekte Rap-Klischee.

der Wagen 20 Jahre jünger – die Szene wäre das perfekte Rap-Klischee. Doch Rap-Klischees sind fern, auf dem Hof von Edouards Eltern. Rechts picken Hühner, links will der Ghattoblaster nicht anspringen. Statt Joints werden home grown Erdnüsse gereicht, noch unreif und etwas bitter. Der Boden vibriert – allerdings nicht wegen der Bässe, sondern weil im Hinterhaus eine Baumaschine wummert.

Egal, die Homies sind down mit CFA – eine ganze Horde kleiner Jungs und Mädels steht stauend um die Rapper, versteht zwar nichts von Flows und Rhymes, ist aber stolz auf die großen Brüder. Die müssen heute a cappella auftreten,

der Ghattoblaster läuft nicht und der Typ mit der Djembe ist nicht gekommen. CFAs Texte sind ein Gemisch aus Französisch, gebrochenem Englisch und der Sprache der Mossi, die die größte ethnische Gruppe in Burkina Faso stellen. Weil das dem ungeübten Ohr kaum verständlich ist, er-

klärt King Hard & Core zwischen den einzelnen Tracks seine Texte, während King Kast verschämt lächelt. „Aight.

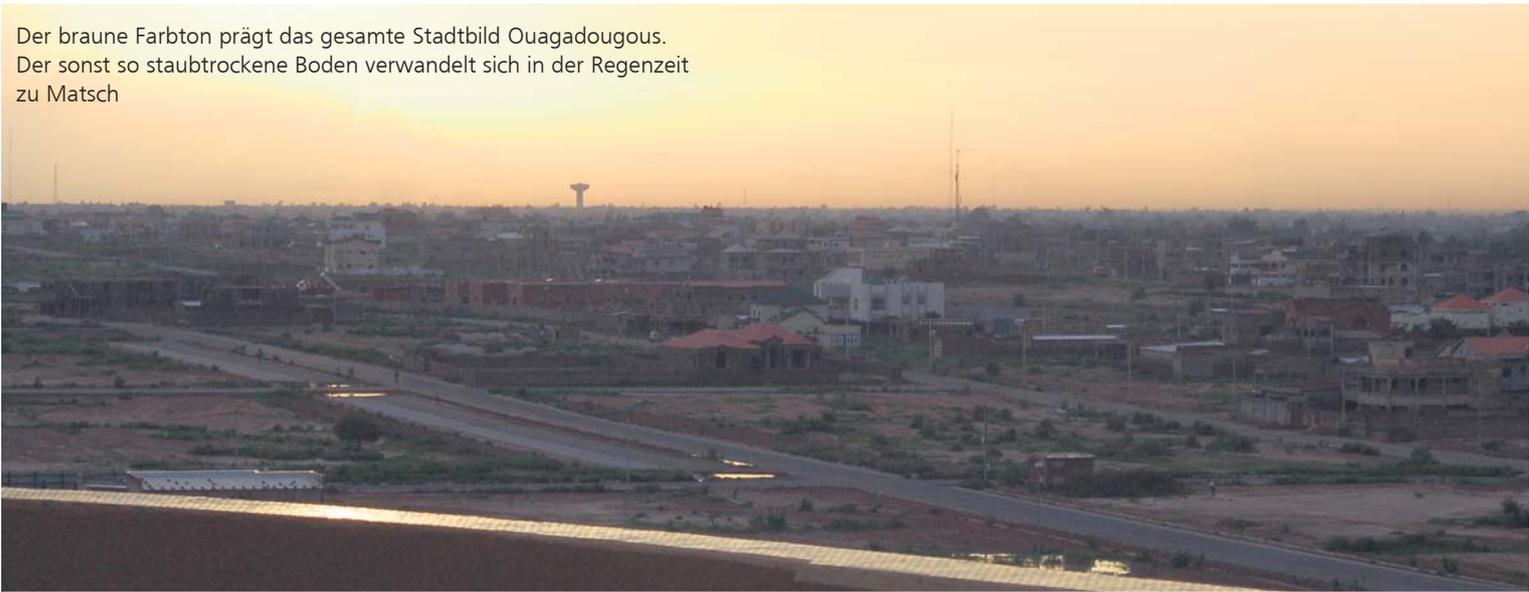
Das nächste Lied ist über die Korruption. Fuck la Corruption!“ Korruption ist ein Lieblingsthema von CFA. La Corruption, das bedeutet für sie zuerst einmal, dass man Konzertveranstalter Geld für Auftritte bezahlen muss, dass Studios teuer sind und Produzenten auch, dass man nur wenig Chancen hat, Gehör zu finden, wenn man arm ist. „Geld zieht Geld an“, sagt King Hard & Core. Wer kein Geld hat, muss sehen, wo er bleibt: An den Straßenkreuzungen Handykarten verkaufen. Mit Bauchläden voll Taschentücher, Fußballtrikots oder Sonnenbrillen umherziehen. Obst verkaufen oder Mais rösten am staubigen Straßenrand. So läuft das bisher, in Burkina Faso.

„Wenn du in deinen Texten nur über Autos und Frauen sprichst, dann wird niemand Geld für deine Kassetten bezahlen“, sagt King Hard & Core. Deshalb rappt er über politische Themen. Und King Kast ergänzt: „Um die Leute zu erreichen, musst du etwas in ihre Herzen pflanzen.“ Politische Texte, aus finanziellem Kalkül? Jein. In einem Land wie Burkina Faso durch bloßes Können reich zu werden, ist schon immanent politisch. „Meine Eltern fangen erst langsam an zu verstehen, worum es mir geht“, sagt Edouard, „sie begreifen, dass in einem Land, in dem es schwer ist, Arbeit zu finden, Rap ein Ausweg sein kann.“ Schlagartig ist es dunkel geworden. Die Graffitis sind im Grau verschwunden und die Grabsbüschel auch. Was bleibt, ist der Staub auf den Lippen, der salzig schmeckt vom Schweiß. Auswege sind keine ausgebauten Straßen. Und das Leben bleibt hart, in Bedogho.

Text und Foto: Oskar Piegsa - o.piegsa@freihafen.org



Der braune Farbton prägt das gesamte Stadtbild Ouagadougous. Der sonst so staubtrockene Boden verwandelt sich in der Regenzeit zu Matsch



Die Universität von Ouagadougou hat Platz für ca. 4800 Studenten. Der Blick führt durch das Fenster der Eingangstür des Studentenheims, welches auf dem Universitätsgelände liegt.



In Burkina Faso leben ca. 14 Millionen Menschen, die 60 verschiedenen ethnischen Gruppen angehören. Die Bewohner des Landes nennen sich Burkinabes.



Fotos: Liv Pedersen - liv@freihafen.org

Ob Fußball, Basketball oder Boxen: Sport ist die wichtigste Freizeitbeschäftigung



Auf den Straßen Burkina Fasos wimmelt es von grünen Taxis. Oft fehlt der Türgriff und nicht selten geht während der Fahrt der Spirit aus.



Starke Schulen - Starke Kinder!

Jeder zehnte Schüler verlässt die Schule ohne richtig lesen und schreiben zu können. Jeder Dritte startet mit schlechten Berufsaussichten ins Leben. Und von denen, die nach der Schule einen Ausbildungsplatz bekommen, bricht jeder Fünfte wieder ab. Dass mit der Bildung etwas schief läuft in Deutschland, wissen wir spätestens seit einem halben Jahrzehnt. 2000 erschien die schockierende PISA-Studie. 2003 kam eine zweite, die nur eine leichte Verbesserung feststellte. Dieses Jahr schickten die Vereinten Nationen sogar einen Sonderkommissar, der überprüfen sollte, ob das Bildungssystem in Deutschland die Menschenrechte verletzt. Und manchmal scheint es, als würden Experten zwar unentwegt diskutieren, aber niemand auf die Idee kommen, auch mal die Schüler nach ihrer Meinung zu fragen. Dass soll sich jetzt ändern – zumindest in Hamburg. Cord Wöhlke, der Geschäftsführer von Budnikowsky,



FORUM

Starke Schulen - Starke Kinder

ky, hat das Budni-Forum ins Leben gerufen, das ein bis zweimal monatlich Schüler, Lehrer und Eltern einlädt, mit Experten über Bildungsthemen zu diskutieren. Das Ziel? Schule besser machen! Am 21. November findet um 19 Uhr das erste Forum statt, im Goethe-Gymnasium in Lurup (Rispenweg 28). Ihr seid herzlich dazu eingeladen! Wer nicht nach Lurup kommen kann, muss trotzdem nichts verpassen – FREIHAFEN wird die Diskussionsforen begleiten und von jetzt an regelmäßig eine Seite pro Monat Bildungsthemen widmen. Und auf der Internetseite www.budni-forum.de geht die Diskussion weiter. Schon jetzt könnt ihr dort darüber streiten, wie Schule in Deutschland verbessert werden kann.

1. Budni-Forum

Was wird am Goethe-Gymnasium besser gemacht als anderen Schulen? Und wie kann man Schule insgesamt besser machen? Budnikowsky lädt euch ein, darüber zu diskutieren. Am Dienstag, den 21. November, ab 19 Uhr in der Aula des Goethe-Gymnasiums, Rispenweg 28 in Hamburg-Lurup. Bereits um 17:30 findet in der Aula des Goethe-Gymnasiums eine Pressekonferenz statt. Auch Schülerzeitungsredakteure sind herzlich eingeladen, sich dann über das Konzept und die Initiatoren des Budni-Forums zu informieren

Anfahrt: Mit der S2 bis „Elbgaustraße“, dann die letzten Meter zu Fuß.

Weitere Infos unter: www.budni-forum.de

Lernen mit dem Kopf – oder mit dem Herzen?

Tief im Hamburger Westen liegt das Goethe-Gymnasium. Hier sind Schüler auch nach ihrem Abgang nicht egal. Am 21. November findet in der Aula des Gymnasiums das erste Budni-Bildungsforum statt.

Nächste Haltestelle: Elbgaustraße. Diese Zugfahrt endet hier.“ In Lurup, tief im Hamburger Westen, spuckt die S-Bahn ihre Passagiere aus, lässt sie alleine am Bahnsteig, noch ein kalter Luftzug, dann ist sie verschwunden. Einige Straßen weiter, im Rispenweg 28, liegt das Goethe-Gymnasium. Als eine von acht Schulen in Hamburg wurde das Gymnasium in diesem Sommer mit dem Gütesiegel „Schule mit vorbildlicher Berufsorientierung“ ausgezeichnet. Eine eigene Koordinatorin kümmert sich um die Schüler, die nach der Schule in die Berufswelt abgehen und sorgt dafür, dass nach dem Abi nicht Endstation ist, in Lurup.

„Die Lehrer haben hier durch die Bank ein offenes Ohr für Schüler und ihre Anliegen“, lobt Gaby Kühn. Die Sekretärin kennt das Gymnasium wie keine andere und hat die Entwicklung der Schule die letzten Jahrzehnte hindurch nicht immer unkritisch begleitet. Einmal war sie soweit, dass sie nicht mehr weiterarbeiten wollte und in die freie Wirtschaft verschwunden ist. Doch dann ist sie wieder gekommen. Und was sie heute über die Schule sagt, klingt gut: Eine aktive Schülervertretung, verständnisvolle Lehrer, ein Schulleiter, der anpackt.

„Eine Schule für das 21. Jahrhundert“ soll das Goethe-Gymnasium sein, findet der Rektor. Egon Tegge will seine Schüler fit machen für die „Anforderungen im vereinten Europa“. Was nach den üblichen Wer-

besprächen klingt, ist hier Programm: Neben Englisch, Latein, Französisch und Spanisch wird am Goethe-Gymnasium auch Rumänisch angeboten, Portugiesisch, Arabisch und Chinesisch. Und Austausch nach Rumänien, Frankreich, England und Spanien sollen helfen Freunde zu finden – weltweit.

Als die Welt zu Gast war in Deutschland, wurde sie auch am Goethe-Gymnasium freundlich empfangen. Während der WM war die Schule Stützpunkt für die Volunteers des nahe gelegenen Stadions. Kleiner Nebeneffekt: Mit den Zuschüssen der FIFA konnte dafür gesorgt werden, dass nach der Weltmeisterschaft mit dem Sport nicht Schluss war, in Lurup. Mit dem Geld wurde die Sportanlage komplett saniert. Ein Kunstrasen-Bolzer, ein Beach-Volleyball-Feld und eine Kletterwand sind der neue Stolz der Schule.

Damit nicht genug: Sollte es einmal Konflikte geben, die nicht so sportlich ablaufen, greifen die freiwilligen Streitschlichter ein. Anstatt Sprayer zu verfolgen, hat die Schülervertretung am Haupteingang der Schule großflächige Graffiti-Wände zum Besprühen organisiert. Und bis demnächst die neue Mehrzweckhalle mit eigener Kantine eingerichtet ist, versorgen Mütter und Väter die Schüler in der Pause ehrenamtlich mit belegten Brötchen und Pizza-Baguettes zum Selbstkostenpreis. Fast möchte man da gar nicht mehr zurück in die S-Bahn, um Lurup zu verlassen.

Diese Artikel sind redaktionell unabhängig.



Schulhof des Goethe-Gymnasiums

Freiheit als Appetithäppchen

Drei Stunden mit einem Containerschiff auf der Elbe unterwegs zu sein, ist wie Auslauf im Freigehege – es lässt das Fernweh wachsen. FREIHAFEN war mit an Bord und schildert Momente der Fahrt aus drei Perspektiven.

Am Bug der „MS Elbdeich“: Das Tuten dröhnt in den Ohren. Nach seiner Taufe an den Landungsbrücken, hat das 127 Meter lange Schiff zu einer Gastfahrt auf der Elbe abgelegt. Mit seiner gnadenlosen Lautstärke lähmt das lang gezogene Geräusch jegliche Konversation der erschrockenen Bordgäste. Diese befinden sich überall an Bord, auch an der Spitze des Containerfrachters. Das Schiffshorn liegt nur wenige Meter über ihren Köpfen. Die Hände auf beide Ohren gepresst, das Gesicht mit einem gequälten Lächeln zu einer Grimasse verzogen, verharrt man sekundenlang in der gleichen, angespannten Position.

Die philippinischen Deckarbeiter amüsieren sich derweil prächtig über die Damen mit Hut und die Herren mit Schlips. Denn der Lärm gehört zu ihrem Alltag. In ihren orangefarbenen Blaumännern haben sie es sich auf dem Fußboden gemütlich gemacht. Allein die Anwesenheit der Phillipinos zaubert ein Reiseflair. Anders als die Gäste, schieben sie sich nicht Garnelen, sondern fettigen Kombüschmaus in ihre Mäuler. Ein anderer Frachter wuchtet sich neben uns durch die Wassermassen und sendet beim Vorbeifahren Begrüßungstöne zurück. Dann ist der Schreckensmoment überstanden und Stille tritt ein. Nur die Gischtfunken sind zu hören, wie sie gegen die Bordwand peitschen. So ist es also, wenn man aus dem Hafen ausläuft. Welchen Kurs wir fahren? Leider nicht weiter als bis zur Schiffsbegrüßungsanlage in Wedel-Schulau. Das Gefühl sagt trotzdem: Ahoi, große, weite Welt!

Im selben Moment auf der zwanzig Meter hohen Kommandobrücke: Den Kapitän erkennt man sofort an seiner Uniform – ein weißes Hemd mit zwei Epauletten und einer dunkelblauen Krawatte. Ein kleiner, gelber Anker ziert seine Kapitänsmütze. Hier hat man den Überblick und kann prächtig auf die maritimen Reparaturkandidaten hinter den Dockwänden von Blohm und Voss schauen. Konzentriert blicken Heiko von Bergs braune Augen von den Instrumenten auf und beobachten das Treiben auf der Elbe durch die Frontscheibe. Mit einem Knopfdruck löst der Bordchef den Laut aus, der den Südwesten der Stadt durchdringt. Auf der Brücke hingegen, ist nicht mehr als ein jämmerliches Quietschen zu vernehmen. Irritiert schauen

sich die Laien im Steuerhaus um und werfen dem 37-Jährigen fragende Blicke zu. „Das ist doch wohl kein Feueralarm?“, wirft eine unsicher lächelnde Frau ein. Mit 400 Menschen an Deck zu sein, das gehört nicht zum Alltag des obersten Mannes an Bord. Am nächsten Morgen wird er mit der „MS Elbdeich“ Kurs auf Barcelona nehmen. Dort wird das nagelneue, 16 Millionen Euro teure Schiff frachttechnisch entjungfert. Eine Reise, um die der Kapitän zu beneiden ist. Doch seine Gesellschaft auf dem Schiff wird in den nächsten Wochen neben seiner zehnköpfigen Crew nur aus mehreren hundert Containern bestehen.

Am Ufer: Elbstrandbesucher, Touristen und Jogger drehen ihre Köpfe in Richtung Elbe, als sie das Tuten der „MS Elbdeich“ hören. Die Schallwellen kriechen aus dem Schiffshorn, streifen die Baumwipfel des Elbparks und legen sich dumpf und nachhallend über die Dächer Altonas. Auch Passagiere einer HADAG-Fähre, die backbord vorbeischaupelt, werden dadurch auf den Elb-LKW aufmerksam. Die maritime City-Kulisse ist für die meisten Menschen

in Hamburg – der Stadt mit dem zweitgrößten Containerhafen Europas – eigentlich nichts Neues. Trotzdem schaffen die schwimmenden XXL-Blechbüchsen es

immer wieder und lassen unsere Kinnladen herunterklappen, die Augenlider weit hinter die Augäpfel zurück schlüpfen und unsere Zeigefinger in ihre Richtung zucken. Die HADAG-Mitfahrer fangen sogar an zu winken. Das ist die Faszination Containerschiff: Wer eines sieht, dem gehen verschiedene Gedanken durch den Kopf. Viele verfluchen die Cargokolosse als Zeichen der Marktinvasion aus Fern-Ost. Elbstrandcliquen beginnen oft zu rätseln, aus welchem Land das Gras ihres nächsten Joints kommt. Weltenbummler packt bei ihrem Anblick Sehnsucht nach ganz weit weg. „Wo das große Schiff da drüben wohl hinfährt!?!“, fragen sich bestimmt viele der Elbjogger und Spaziergänger. „Vielleicht ja zu den Bahamas!“ Und während sie anfangen, sich auszumalen, welche abenteuerliche Fahrt der Meeresreise antritt, sind ihre Gedanken schon viel weiter entfernt, als es uns auf unserer Tour jemals möglich sein wird. Sie endet bereits nach drei Stunden, wenn wir wieder an der Überseebrücke bei den Landungsbrücken neben der Cap San Diego festmachen.

Das Gefühl sagt: Ahoi, große, weite Welt!



Auch eine Gastfahrt verlangt dem Chef an Bord ein hohes Maß an Konzentration ab. Kapitän Heiko von Berg (37) auf der Kommandobrücke der MS Elbdeich

Was fehlt an Hamburg?

Ob Michel, Alster, Ole. Ob Dom, Fischmarkt oder Kiez: Hamburg lässt sich in wenigen Worten beschreiben und behält doch immer diesen mystisch heimeligen „Beste-Stadt-der-Welt-Geschmack“. Dem Frieden nicht ganz trauend hakte FREIHAFEN nach: Was fehlt eigentlich an Hamburg?



Emrah Özel, 28, Altona. Tätig bei Apple im Vertrieb

Förderung für begabte junge Menschen! Es gibt viele musikalische und künstlerisch talentierte Leute. Die sollten von der Stadt gefördert werden. Egal welchen Bildungsstand sie haben. Und sonst? Putzleute...nein, der Dreck gehört dazu! Ansonsten sollte Multi-Kulti stärker vorkommen in der Gesellschaft. Die Schanze ist ja schön, aber manchmal denk ich, ich bin in der Türkei.



Horst Mann, 71, Schanze. Beruf: 2 geheime Aufgaben

Es fehlt an Bebauung. Wohnanlagen. Das ist hier alles so baufällig und zurückgeblieben. Großstädte leben von Modernität.

Jessica, 25, Hummelsbüttel. Kinderkrankenschwester
Mehr schöne Männer und mehr schönes Wetter!



Nina, 25, Schanze. Studentin

Ein Schwimmbad! Man kann hier nirgends vernünftig schwimmen gehen! Es gibt nur ein völlig überfülltes Freibad. Ich hab mir überlegt, man müsste eigentlich an der Alster n' Strand aufschütten. Die Wasserqualität ist doch auch gut, oder?



Erhan Gürdil, 48, Hamm Süd. Polizist

Es fehlt eine gute Politik. Und was Siemens macht ist scheiße. Nee, ich weiß, dass das nichts mit einander zutun hat. Aber ihr habt doch gesagt, man darf mehrere Sachen sagen, oder?

Protokoll: Annina Loets - a.loets@freihafen.org
Fotos: Tilman Höffken - t.hoeffken@freihafen.org

Rozane, 37, Havestehude. Hausfrau
Spielplätze! Und kinderfreundliche Restaurants. Ich fahre den ganzen Weg in die Schanze, weil ich hier mit den Kindern Essen gehen kann. Hier stört es keinen, wenn die herumlaufen. In Havestehude wird man immer schräg angeguckt.



Können wir mit dir nach Hause kommen?



Ilka, 22 vom Schulterblatt, Schanze

Ob in der U-Bahn, einem Schanzencafé oder in der Mönckebergstraße täglich teilen wir Hamburg mit Tausenden von Unbekannten. Wie deren Leben verläuft, wo sie wohnen und womit sie ihren Kühlschrank füllen? FREIHAFEN findet es heraus.

Ilka haben wir bei Penny aufgegeben. Wir schlugen vor, ihre Einkäufe nach Hause zu tragen. Im Gegenzug würde sie uns ihre Wohnung zeigen. Das fand sie gut. Nicht zuletzt weil die 22-jährige im dritten Stock wohnt. Nur ihr Zimmer sollten wir bitte nicht fotografieren. „Da herrscht Chaos“ meinte sie ernsthaft.

Im dritten Stock stellen wir also die Lebensmittel ab und schauen uns um. Hohe Decken, Dielenböden: eine typische Altbauwohnung. In der Küche gibt es einen Kühlschrank, eine Waschmaschine und eine Mikrowelle. Vor dem großen Fenster ganz am Ende des Raumes steht ein rotes Sofa, davor der Küchentisch. Tausendundeine Teesorten, Gewürze und Ölarten kuscheln im Regal, darunter aufgereiht befinden sich leere Bierflaschen: Vom Mädchenbier „Becks Green Lemon“ bis zum Bittertrunk „Jever“ ist alles dabei.

Der Blick in den Kühlschrank verrät sofort, dass hier vor allem Frauen wohnen. Er ist gut sortiert wie bei Mutti: Milch, Eier, Tomaten, Gewürzgurken und Sekt füllen die Fächer. Ilka setzt sich auf das rote Küchensofa. Ob sie aus Hamburg kommt? Nein eigentlich sei sie aus Bremen. Ungefähr ein Jahr lang wohne sie jetzt in Hamburg, es gefalle ihr, aber ihr Herz hänge an Bremen. Warum sie nach Hamburg gezogen ist? In Bremen habe sie Kunst und Kulturwissenschaften studiert, setzt Ilka an. Parallel habe sie sich aber auch für die Akademie für Photographie in Altona beworben. „Die haben mich genommen, damit hatte ich gar nicht gerechnet!“, erklärt sie. Im Nachhinein bereue sie es, dass sie so kurz vor

dem Abschluss aufgehört hat. „Aber ich wollte sofort anfangen und die Scheine verfallen ja zum Glück nicht.“, wirft sie ein. Ob das Studium denn keinen Spaß macht? – Joah schon, aber wenn du als Fotograf arbeiten willst, dann musst du erst einmal Fuß fassen!“ Und das sei nun gar nicht ihr Ding. „Zunächst bist du der Assi, also Assistent. Und das bedeute Equipment zu schleppen und das Licht aufzubauen, bis man sich in der Hierarchie hochgearbeitet hat.

„Zu erst mache ich meine Ausbildung fertig und dann schau ich mal, wo es mich hinverschlägt, meint sie gelassen. Die 4-Zimmer-Wohnung teilt sich Ilka sich mit „zwei anderen Mädels und einem Typen“. Der Hauptmieter arbeitet zur Zeit in der Türkei – da durfte ein Freund von ihm einziehen. Ob die drei, wie typische Mädchen, öfters mit Schokolade und Wollsocken bewaffnet vorm Fernseher sitzen? „Nein so schlimm sind wir nicht, meint sie. „Eher mit Bier und Zigaretten“. Für ihr Zimmer zahlt die lernende Fotografin 280 Euro warm. Und jeder kauft für sich selber ein.

Aber, wenn sie was braucht, könne sie ruhig auch mal die Vorräte der anderen Mädels anzapfen und dann nachkaufen. Später dürfen wir doch noch einen kurzen Blick in Ilkas Zimmer

werfen. Hatten wir eine charmante Studenten-Unordnung erwartet, merken wir beim Öffnen der Tür, was sie mit Chaos gemeint hatte: Keine freie Stelle ist auf dem Boden zu entdecken. „Das sind alles meine Fotosachen“, murmelt sie verlegen. Die Wände sind rosa gestrichen mit weißen Herzen, was sie „nicht direkt prickelnd findet“. Bücher gibt es und „Bibi-und-Tina-Kassetten“. Der Rest des Zimmers verschwindet unter Plastiktüten und Krims Krums. Wir schließen die Tür und betreten durch „Reginas Zimmer“ den

Balkon. Unter uns liegt die Schanze aus der Vogelperspektive. Den obligatorischen Milchkaffee auf den Tischen der Cafés sieht man von hier aus gar nicht. Direkt über der Bar „Saal 2“ befindet sich die Wohnung. Manchmal gingen die drei dort frühstücken, erzählt Ilka. Ja, es gefalle ihr wirklich

hier. Ein paar Jahre würde sie noch bleiben, aber alt werden, das wolle sie nur in Bremen. Und damit verabschieden wir uns von Ilka, steigen die Stufen hinab zum Schulterblatt. Dort reihen wir uns wieder ein in die Menge aus Unbekannten, gespannt, wen wir nächstes mal kennen lernen werden.

Text: Annina Loets - a.loets@freihafen.org
Fotos: Jonas Fischer - j.fischer@freihafen.org

Die Wände sind rosa gestrichen mit weißen Herzen, was sie „nicht direkt prickelnd findet“.

Bücher gibt es und „Bibi-und-Tina-Kassetten“.

Sauber und Unsicher

Ein Kohlekraftwerk, das Kyoto unterstützt? Richtig. Der Klimafeind Kohlendioxid soll einfach unterirdisch gelagert werden. Die Umweltlobby protestiert – und die Politiker wollen es.

Text: Sarah Benecke - s.benecke@freihafen.org

Durch die Glasfassade hoch oben auf dem Aussichtspunkt des Kohlekraftwerks "Schwarze Pumpe" kann man die weite Landschaft der Lausitz bestaunen. Wälder, Felder – und ganz in der Nähe eine Baustelle. Dort hat der Stromkonzern Vattenfall vor ein paar Monaten die Testanlage des weltweit ersten CO₂-freien Kraftwerks fertiggestellt. "Allerdings", sagt Vattenfall-Pressesprecher Damian Müller schnell, "ist diese Bezeichnung natürlich völlig falsch." Kohlendioxid fällt immer noch in rauen Mengen an. Aber es soll – Kyoto und der Menschheit zuliebe – nicht in die Luft entlassen, sondern verflüssigt, abtransportiert und unterirdisch gespeichert werden.

Das Problem dabei ist, dass mehr Kohle verbraucht wird, um Energie für die CO₂-Verflüssigung zu haben. Im Klartext: Der "Gewinn" des Kraftwerks an Energie sinkt im Endeffekt um etwa zehn Prozent. Etwas hilflos entgegnet Müller: "Uns treibt die Hoffnung, dass wir den Verlust irgendwann ausgleichen können, indem wir effektiver werden."

Diese Hoffnung reicht vor allem den Umweltschützern nicht. Der Bund für Umwelt und Naturschutz nannte das Projekt das "Feigenblatt von Vattenfall", hinter dem es seine klimaschädlichen Aktivitäten verstecken wolle. Und natürlich erscheint es etwas skurril, wenn neben den riesigen Schornsteinen der "Schwarzen Pumpe" ein vergleichsweise winziges Kraftwerk errichtet wird, welches das Klima schonen soll.

Doch es ist nicht das einzige. Auch der Stromriese RWE baut fleißig an einem Werk mit ähnlicher Technologie. Es soll 2014 fertig sein. "Unseres sollte eigentlich bis 2015 stehen", grinst Damian Müller. "Aber dann kam RWE und die Ingenieure haben gesagt: Wir schaffen das bis



Das Kohlekraftwerk „Schwarze Pumpe“ setzt jährlich mehr als acht Millionen Tonnen Kohlendioxid in die Atmosphäre frei.

2012." Obwohl das unmöglich sein dürfte – die Bundesregierung wird es freuen. Sie pumpt jährlich bis zu 20 Millionen Euro in die Erforschung der CO₂-Abscheidung.

Wo das ganze Kohlendioxid allerdings hin soll, darüber sind sich die Forscher noch nicht einig. Von erschöpften Erdgasfeldern oder salzhaltigen

Gesteinsschichten ist die Rede. Zehn Jahre lang ist die CO₂-Lagerung in einem Erdgasfeld vor Norwegen bereits gut gegangen. Was allerdings in hundert oder tausend Jahren sein wird, weiß keiner. Denn die Verbindung baut sich nicht ab, sie bleibt. Für immer. Damian Müller nickt. "Aber das Erdgas hat schließlich auch 15 Millionen Jahre ausgeharrt, ohne dass etwas passiert ist."

Aber keiner würde seine Großmutter darauf verwetten, dass es auch so bleibt. Und die Mengen, die gelagert werden müssten, wären gewaltig. Aus jeder Tonne Kohle entstehen drei Tonnen Kohlendioxid, also käme man alleine in Deutschland auf hunderte Millionen Tonnen im Jahr.

Greenpeace argumentiert zudem, die neuen Kraftwerke blockierten die "dringend erforderliche Energiewende hin zu erneuerbaren Energien". Vielleicht haben sie recht. Was aber bei all der Umweltdiskussion leicht verdrängt wird, ist der politische Hintergrund.

Energie aus Wind oder Sonne kann erst wenige Prozent des Strombedarfs decken. Und die deutsche Kohle ist ein Rohstoff, der noch fünfzig Jahre vorrätig sein wird. Zehn Jahre lang wurde der Abbau vernachlässigt, weil das Erdöl floss. Doch damit ist Deutschland auch von Staaten abhängig geworden, mit denen die politischen Beziehungen immer kritischer aussehen. Wirtschaftlich sinnvoll sind die neuen emissionsfreien Kraftwerke erst, wenn sie mindestens ebenso effektiv produzieren wie die herkömmlichen – und umweltpolitisch fragwürdig werden sie wohl immer bleiben. Aber sie sind eine Chance, Deutschland zukünftig ein Stück Unabhängigkeit zu sichern, ohne dass wir als Kyoto-Verräter dastehen. Zumindest für die nächsten fünfzig Jahre.

Respekt* – Gegen alltägliche Gleichgültigkeit

Bereits zum vierten Mal findet am 18. und 19. November die Veranstaltung Respekt* statt. Dahinter steht sowohl die Arbeitsgemeinschaft Freier Jugendverbände, als auch der Pfadfinderinnen- und Pfadfinderbund Nord. In Arbeitskreisen, Diskussionen, Musik und Ausstellungen treten Jugendliche der alltäglichen Gleichgültigkeit gegenüber einem wachsenden Rassismus entgegen. Wie erkennt man ei-



gentlich eine rechte Jugendgruppe? Und wie ist der Nahost Konflikt zu bewerten? Um diese Fragen und vieles mehr geht es in den Workshops am Samstag. Höhepunkt des Wochenendes bildet eine Diskussion mit dem ehemaligen KZ-Häftling und Antifaschisten Fritz Bringmann am Samstag Abend. Am Sonntag morgen findet ein abschließendes Frühstück mit Gesprächsrunde statt. Daher: Vorbeischaun lohnt sich.

Workshops: Samstag, 18.11.06 um 14:30 (Teilnahme Kostenlos)

Themenabend: Samstag, 18.11.06 um 19:30 (Eintritt: 4 Euro/3 Euro erm.)

Frühstücksmatinée mit Diskussionsrunde: Sonntag, 19.11.06 um 12:00 (Eintritt: 4 Euro/3 Euro ermäßigt)

KÖLIBRI, Hein-Köllisch-Platz 12 / St. Pauli

Einmal ganz weit weg



Carla, zurück nach einem Jahr in Bolivien

Jährlich zieht es allein 10000 Austauschschüler und 18000 ERASMUS-Studenten aus Deutschland fort. Um andere Kulturen zu erleben und die jeweilige Landessprache zu lernen. Was junge Leute fernab dieser Ziele alles im Ausland erlebt haben, hat FREIHAFEN für euch erfragt.

Ich dachte, wow, ich bin wirklich ganz am anderen Ende der Welt und reise hier durch die Gegend. Und ich fühlte mich so frei!“, erzählt die schlanke Braunhaarige mit Nasenring, während sie sehnsüchtig über die Alster in die Ferne blickt. Carla Oldopp war im August 2005 nach Bolivien gegangen, für ein privat organisiertes, Freiwilliges Soziales Jahr im Kinderheim. Ihr Onkel lebt in Bolivien. Für die 20-jährige Hamburgerin gab es genug Platz, bei ihm zu

„Morgens kam die ganze Horde kleiner Jungen auf mich zu und hat mich umarmt!“

wohnen. So verbrachte sie 9 Monate in Vallegrande, einem 6000-Seelen-Dorf, das dafür bekannt ist, dass Ché Guevara hier kurze Zeit begraben lag. Die restlichen zwei Monate reiste sie durch Südamerika.

Carla hat sich schon immer dafür interessiert, was in anderen Ländern los ist. Als Kind habe sie einmal einen Fernsehbeitrag über die Armut in Äthi-

opien gesehen und daraufhin lange Zeit Ärztin werden wollen. Dann kommt das Abitur begleitet von der Frage, wie es weiter gehen würde. Ein Architekturstudium in Dresden? Eigentlich weiß Carla jedoch, dass sie weggehen möchte, davon hat sie schon immer geträumt. Und es habe sich gelohnt, berichtet die 20-jährige. Wenn sie nachts mit dem Bus durch die Dunkelheit über Land gereist sei, ohne ein Licht zum Lesen, habe sie nachdenken können. Und plötzlich, „wie ein Schlag“, habe sie das Gefühl der Freiheit getroffen.



„Mein Fahrrad ist mein bester Freund“, lacht der 24-jährige Valerio. Dabei war für den Römer eigentlich seine Freundin der Grund, die in Paris studiert, für fünf Monate dorthin zu kommen. Französisch habe er sich viel einfacher vorgestellt. Er sei sonst ein viel geselligerer Mensch. Aber die Sprache sei eine so große Barriere für ihn, dass er sich häufig fremd und unintegriert fühle. Mit dem Fahrrad sehe er unterwegs viele Straßenkünstler und Situationen, die ihm sonst in der U-Bahn entgingen. So nehme er zwar kaum etwas von der Sprache, dafür aber viele Bilder mit nach Hause.

Sie habe sich grenzenlos unabhängig gefühlt. Aber auch die Arbeit im Kinderheim habe sie als sehr lohnend empfunden, fügt Carla hinzu. „Wenn ich morgens zur Arbeit ins Kinderheim gekommen bin und die ganze Horde kleiner Jungen auf mich zugerannt kam und mich umarmte, hat mir das gezeigt, dass sie froh sind, mich zu haben.“

Andererseits sei es schwierig gewesen, die ärmlichen Verhältnisse zu sehen, aus denen die Kinder stammen. „Es war alles anders. Die Mentalität und die Art, wie mit Kindern umgegangen wird.“ Einmal sei sie bei einer Familie zu Hause gewesen, in der seit drei Wochen ein Kind mit gebrochenem Bein im Bett lag, ohne dass es jemals behandelt wurde. Im gleichen Raum hätten die Eltern gegessen und keine Anstalten

gemacht, einzugreifen, dem Kind Hilfe zukommen zu lassen. „Die scheinen das einfach akzeptiert zu haben, denen war alles irgendwie egal.“ Im Heim versucht sie den Kindern ein bisschen Nähe zu geben, die sie sonst nirgendwo bekommen. Hilflos der krassen Armut gegenüber habe sie sich trotzdem gefühlt. „Ich habe Angst, dass es insgesamt sinnlos war, dass ich den Kindern eigentlich nichts geben konnte“, resümiert sie nachdenklich.

Fließend Spanisch spricht Carla jetzt, aber viel wichtiger sei ihr, dass sie zu schätzen gelernt habe, wie privilegiert das Leben zu Hause ist. Nicht nur seien die Menschen hier extrem reich, sondern auch die Familienverhältnisse seien vergleichsweise heil. „In Bolivien ist für viele

halt nicht selbstverständlich, dass man seine Mutter kennt und liebt.“ erzählt sie. Vieles in Deutschland, habe sie gelernt, mit anderen Augen zu sehen Zurück nach Bolivien möchte Carla aber auf jeden Fall noch einmal.

So wohnt in einem 6000-Seelen-Dorf, in dem Ché Guevara kurze Zeit begraben lag

Text: Theresa Kromer - t.kromer@freihafen.org
Fotos: Lara Dietrich - l.dietrich@freihafen.org



„Im Grunde habe ich erst gecheckt, wie sehr ich Heimweh hatte, als ich nach Hause fuhr und gar nicht mehr aufhören konnte zu heulen“, witzelt Lucia, Photographie-Studentin aus Wien. Vom Aufenthalt als Aupair in Paris wollte sie möglichst viel Inspiration und Französisch mitnehmen. Währenddessen habe vor allem ihre Heimat einen viel größeren Stellenwert gewonnen. Ihre Familie sei die stärkste Konstante gewesen während dem halben Jahr. Ausländer werde sie jetzt versuchen mehr zu unterstützen, seitdem sie weiß, was es bedeute nicht zu Hause zu sein.



„Ich bin noch nicht viel rumgekommen. Bei uns in der Familie wollte keiner große Reiseabenteuer“, erzählt die 1,55 m große Kunststudentin Ellen aus Essen. Sie habe irgendwann erkannt, dass sie den Reiz des Reisens alleine entdecken müsse. Ein Jahr ist sie nun zum Französisch Lernen in Paris. Heimweh habe sie noch nie gehabt, meint sie, ohne traurig zu wirken. Jetzt habe sie das Gefühl, etwas für sich und ihre Entwicklung zu tun. „Hoffentlich werde ich keine zu großen Probleme haben, meine neuen Eigenschaften mit meiner alten Umwelt zu vereinbaren.“

Kleine Demokratie - große Medienlandschaft

Der Entwicklung einer starken Demokratie dürfte wegen vielfältiger Medienlandschaft nichts im Wege stehen. Dürfte.

Die Glaubensfreiheit oder die des Nicht-Glaubens, die Freiheit des Bewusstseins, des religiösen Glaubens, die philosophische Freiheit, die Freiheit, Traditionen zu leben (.....) sind garantiert – unter dem Schutz des Gesetzes und der öffentlichen Ordnung sowie der Sittlichkeit und dem Respekt der Menschen“

„Meinungs- und Pressefreiheit sowie das Recht auf Information sind garantiert. Jeder hat das Recht, seine Meinung im Rahmen des geltenden Rechts zu äußern und zu verbreiten.“

So ist es vertraglich in den Artikeln 7 und 8 des burkinischen Grundgesetzes festgelegt, das am 11. Juni 1991 verkündet wurde. Diese Paragraphen zeigen deutlich die Berufung des burkinischen Volkes, sich der Meinungsfreiheit und der Demokratie zu verschreiben. Man sagt, dass Burkina Faso die längste institutionelle Stabilitätsperiode seiner Geschichte erlebt seit der Unabhängigkeit in 1960. Unterdessen zählt das Land der rechtschaffenen Menschen (das bedeutet „Burkina Faso“ auf Mooré) wie auch ein Großteil der afrikanischen Staaten und andere der „Dritten Welt“ zu den jüngsten Demokratien weltweit. Aber wer behauptet,

Demokratie, wie auch die Entwicklung, ist ein langwieriger Prozess, die die Hilfe aller benötigt. In diesem Sinne hat Burkina Faso Fortschritte gemacht, aber es bleibt noch viel zu tun.“ Dieser Fortschritt macht sich im politischen Leben des Landes bemerkbar, wie auch in der Medienlandschaft.

13 politische Parteien stellten sich zur letzten Präsidentschaftswahl und mehr als 50

Presseorgane deckten die Wahlberichterstattung ab. Deswegen sagt man, dass die Presse eines der wichtigsten Bestandteile der Demokratisierung in Burkina Faso ist. Ein kleines Land mit lediglich 274.000 Quadratkilometern mit knapp 14 Millionen Einwohnern und mehr als 100 Presseorganen. Im Bericht von 2004-2005 des „Conseil Supérieur de la Communication“, der oberste Rat für Kommunikation, welcher darüber wacht, ob der Informationskodex respektiert wird, steht: Es haben 69 FM-Radiosender die Konvention unterzeichnet, unter welchen 45 tatsächlich senden, etwa 60 Zeitungen (Tages-, Wochen-, Monatszeitungen) werden veröffentlicht und

Bis zu fünf Familien sitzen vor einer Flimmerkiste

Entwicklung des Internets in Afrika einschneidende Konsequenzen hat, wird das Radio seine besondere Rolle behalten. „Radio lebt von

der Sprache und ist ein mobiles Medium. „Die Effizienz des Radios als am meisten adaptiertes Medium in Afrika und speziell in Burkina Faso erklärt sich vor allem durch die Tatsache, dass die Mehrheit der Burkinabès auf dem Land leben und Analphabeten sind. Man muss lesen können, um an die Informationen der Druckerzeugnisse zu gelangen. Ein Umstand, der die Zahl der Zeitungsläser reduziert, obwohl so viele Zeitungen erscheinen. Andererseits muss man, um fernsehen zu können, in einem Ort wohnen, in dem es Elektrizität gibt und außerdem muss man sich einen Fernseher leisten können. Diesen Kriterien kann nicht entsprochen werden, da ungefähr 10 Städte Elektrizität haben und nur wenige Burkinabès sich einen Fernseher leisten können. Die meisten leben von weniger als einem Euro pro Tag. Und sehr oft trifft man auf Gruppen aus drei bis fünf Familien, die vor der Flimmerkiste sitzen und das Programm verfolgen. Außer dem staatlichen Fernsehen gibt es zwei Privatsender (Canal 3 und Multimédia), die nur in der Hauptstadt senden, im Gegensatz zu den privaten Radiosendern, die sich gegenseitig in den 45 Provinzen „knüppeln“. Unter diesen Radiosendern gehören viele zu Entwicklungsorganisationen.

Auf jeden Fall tragen die Medien zur Stärkung der Demokratie weltweit bei. In Afrika tragen sie auch effektiv zum Kampf gegen Armut, Krankheiten und vor allem gegen die Ignoranz bei, der durch einen Mangel an Informationen bedingt ist. Auch wird die „sprachliche“ Kultur Afrikas weiter durch die Entwicklung des Radios verfolgt. Man ist sich des Einflusses des Radios auf die (Aus-)Bildung ihrer Gesellschaft, des aktiven und effektiven Beitrags im Entwicklungsprozess bewusst, die Jugendorganisationen in Burkina Faso nutzen jede Gelegenheit, um einen Appell an die internationale Gesellschaft zu richten: „Helft uns, das Radio auf dem Land einzuführen.“



junge Demokratie ist gleichbedeutend mit Nicht-Demokratie oder Anti-Demokratie?

Es ist eher ein Fortschritt – so wie Xavier Niodogo, der burkinische Botschafter in Deutschland, während der internationalen Afrika-Konferenz im Juli 2005 in Bad Boll unterstrich: „Die

lediglich 3 TV-Kanäle existieren in Burkina Faso. Ein Beweis dafür, dass das Fernsehen bis jetzt ein seltenes Medium ist und im Gegensatz dazu das Radio die etablierteste Informationsquelle. Obwohl das Fernsehen eine Verbreitung von 80 Prozent über das Land hat, besitzen lediglich

Text: Issa Sanfo (Redaktion L'ŒIL DES JEUNES)



Wir lassen Sie nicht hängen.

Nutzen Sie unsere Bewerbungstrainings
speziell für Abiturienten:
Jetzt anmelden unter **040 2023 1616**.



Foto: Ingo Robin

Ein Interview mit Joy

Als Berlins „Queen“ besang Max Herre seine Frau Joy Denalane auf seiner letzten Solo-Platte. Auch deutsche Medien betiteln Joy Denalane als „Soul Queen“. Mit ihrem aktuellen Erfolgsalbum „Born and Raised“ im Gepäck tourt diese zur Zeit durch Deutschland. In Hamburg sprach FREIHAFEN mit ihr über das Album, Kinderbetreuung und ihr Bild von der Gesellschaft.

FREIHAFEN: Dein aktuelles Album unterscheidet sich von deinem Debüt-Album vor allem, weil es nicht mehr deutschsprachig, sondern komplett auf Englisch ist, wie kam es dazu?

Joy Denalane: Das war nicht von Anfang an geplant. Eigentlich wollte ich ein deutschsprachiges Album mit ein paar englischen Songs machen. Dann habe ich in New York gespielt und habe dafür einige der fertigen deutschen Songs ins Englische übersetzt. Zu den übersetzten Titeln kamen später auch Songs, die auf Englisch geschrieben worden waren. So wurde das Album immer mehr englischsprachig. Zwischendurch hatte ich Zweifel an dieser Richtung, doch die englischen Songs klangen zurückübersetzt nicht mehr wirklich gut.

FH: Für „Born & Raised“ hast du erstmals auch mit internationalen Größen wie Reakwon vom Wu-Tang-Clan zusammengearbeitet, hat dich das etwas nervös gemacht?

JD: Es hat mich nicht wirklich nervös gemacht. Natürlich ist man ab und zu etwas eingeschüchtert, wenn man die Leute im Fernsehen sieht. Aber letztlich sind es auch nur Künstler wie ich, daher ist dieses Gefühl bei mir weniger ausgeprägt.

FH: Dein Mann Max hat nimmt großen Einfluss auf deine Musik, ist das umgekehrt genauso?

JD: Max produziert und schreibt viele Lieder für mich, umgekehrt ist es allerdings nicht so. Natür-

liche spielt er mir viele seiner Songs vor und fragt mich nach meiner Meinung, aber ich setze mich bei ihm nicht ins Studio und produziere mit.

FH: Sowohl du als auch Max seid in den letzten Jahren sehr mit touren, produzieren und texten beschäftigt gewesen, bleibt da noch viel Zeit für eure Kinder?

JD: Wir versuchen trotzdem viel Zeit mit unseren Kindern zu verbringen. Es ist immer mindestens einer zu Hause für die Kleinen. Während ich jetzt hier sitze, ist Max zu Hause in Berlin und kümmert sich um die Jungs, was er sehr gut macht.

FH: In deiner Musik gibt es viele Afrikanische Einflüsse. Hat das mit deinen südafrikanischen Wurzeln zu tun?

JD: Ja. Mein Vater ist Südafrikaner und ich bin auch mit einem solchen kulturellen Hintergrund aufgewachsen. Es waren oft afrikanische Freunde zu Besuch und ich reise auch selbst oft nach Südafrika. Diese Einflüsse sind ein Teil von mir und wirken sich natürlich auf meine Musik aus. Mein erstes Album hatte diesen afrikanischen Sound als Schwerpunkt.

FH: Du bist sowohl mit der afrikanischen als auch mit der deutschen Kultur aufgewachsen, bevorzugst du eine von beiden?

JD: Ich fühle mich als Deutsche. Zwar bin ich mit beiden Kulturen aufgewachsen und stehe beiden Kulturen auch sehr nahe, aber ich bin in Deutschland aufgewachsen und bin durch die deutsche Gesellschaft stärker geprägt. Wenn ich bei meinen Verwandten in Südafrika bin, fühle

ich mich zwar überhaupt nicht fremd, aber es ist schon etwas anderes.

FH: Du hattest als Kind oft Probleme mit Rassismus, glaubst du, dass sich das heute geändert hat?

JD: Meine Kindheit war eigentlich sehr schön. Ich wurde zwar auch aufgrund meiner Herkunft diskriminiert, aber damit bin ich fertig geworden. Viele glauben, ich muss eine schreckliche Kindheit gehabt haben, da ich andauernd diskriminiert wurde, dem war aber nicht so. Ich war immer tough und selbstbewusst, konnte mich durchsetzen und wurde auch akzeptiert. Seit dem hat sich die Gesellschaft etwas verändert. In die richtige Richtung, aber es steckt noch alles in den Kinderschuhen.

FH: Woran liegt das?

JD: Das liegt daran, dass man sich erst jetzt eingesteht, dass Deutschland eine multikulturelle Gesellschaft hat und ein Einwanderungsland ist. Das wurde jahrelang von vielen geleugnet. Man hat Ausländern lange nur als Gastarbeiter gesehen, die irgendwann wieder verschwinden, nicht als Teil der Gesellschaft. Das merke ich heute immer noch, weil mich ständig irgendwelche Menschen auf Englisch anreden. Natürlich ist es gut gemeint, aber daran merkt man einfach, welches Bild viele Menschen noch von der deutschen Gesellschaft haben: Wer anders aussieht, der kann nicht von hier sein.

Text: Tung Nguyen - t.nguyen@freihafen.org

Ankündigungen

Mando Diao

Sporthalle, 7.11. / 33€

Juhu, die fünf schicken Schweden kommen zu uns und bringen ihr aktuelles Album „Ode to Ochrasy“ mit. Damit werden sie sogar die Sporthalle in Schwingung bringen. Ein Besuch lohnt sich auf alle Fälle, wer sie kennt weiß warum. Wer sie zum ersten Mal sieht kann, sich auf ein unvergessliches Konzert gefasst machen.

We are Scientist

im Uebel und Gefährlich 19.11. / 20€

„New Yorker Indierocker“ verspricht ja schon einiges. Wenn sie dann auch noch tanzbar sind, muss man sich das unbedingt anhören. Wer die Band noch nicht gesehen hat, sollte dies schleunigst nachholen, am 19.11. spielen sie im „Uebel und Gefährlich“. Auf den Wurm „my body is your body, I won't tell anybody...“ im Ohr bitte gefasst machen.

Titanic Boygroup

Uebel und Gefährlich, 22.11. / 12 Euro

Nach 13 erfolgreichen Jahren des Pöbels gegen Kanzler, Ostdeutsche, Tagesschausprecher und Diktatoren geht der Chefredakteur des „endgültigen Satiremagazins Titanic“, Thomas Gsella, mit seinen Vorgängern Oliver Maria Schmitt und Martin Sonneborn auf eine multimedial aufgemotzte Lesetour durch Deutschland.

Hamburgs blaue Teufel

Die Hamburg Blue Devils gehören zu den Traditionsvereinen in der deutschen Footballlandschaft. Diese Saison schafften sie es bis ins Halbfinale um den German Bowl. FREIHAFEN traf den 26-jährigen Defensiv-Spieler Christian Beckmann und sprach mit ihm über Angst, die Hansestadt und Hugh Heffner.

Text: Jenny Wolf - j.wolf@freihafen.org



Offensivspieler Christian Beckmann hat gerade seinen Vertrag mit den Devils verlängert.

Foto: Kruse/SVH (Extern)

Du spielst seit 14 Jahren Football, wie bist du dazu gekommen?

Meine Eltern waren damals selbständig und hatten eine eigene Bäckerei. Da hat jemand gearbeitet, der Football gespielt hat – groß, schwarz – Deutscher aber. Der hatte immer einen lustigen Spruch drauf – und dicke Arme. Und da dachte ich mir, so will ich auch werden. Dann bin ich mal mit einem älteren Freund, der auch Football gespielt hat, zum Training gegangen und hab mir ein Spiel von den Silver Eagles im Viktoria Stadion angeguckt. Das hat mir gefallen und dann bin ich zum Jugendtraining gegangen. Das hat mich so fasziniert, dass ich gleich hängen geblieben bin.

Schwarz zu werden habe ich zwar nicht geschafft, aber groß und stark bin ich inzwischen.

Hast du vorher schon Sport gemacht?

Ja, ich habe lange geschwommen, auch als Leistungssport. Und seit ich elf war, habe ich Teakwon-Do gemacht. Ich komme aus Billstedt und das war irgendwie normal da. Aber dann habe ich mich komplett für Football entschieden, eine gute Entscheidung im Nachhinein.

Kannst du dir denn vorstellen, Football zu deinem Beruf zu machen?

Das ist jetzt schon zu spät. Mit 23 oder 24 hat man noch eine Chance genommen zu werden, aber in meinem Alter nicht mehr. Ich denke schon, dass ich das gewollt hätte. Ich habe aber nicht hart genug daran gearbeitet. Ich hätte mich frühzeitig informieren und versuchen müssen, in den USA auf ein College zu kommen. Dort gibt es mit Abstand die beste Footballausbildung und studieren hätte ich da auch noch können. Eine gute Footballausbildung wäre der erste Schritt gewesen. Es war schon ein Traum, auf hohem Level zu spielen, aber mir war nicht klar genug was nötig ist, um dahin zu kommen.

Und was ist nötig?

Ich wurde eigentlich immer gepusht. Mir wurde immer gesagt, mach mal dies, mach mal das. Nationalmannschaft, Europaauswahl. Aber das hat irgendwann aufgehört. Und da kam der Punkt, an dem ich selbst hätte anfangen müssen. Und das hat gefehlt.

Wie lange willst du noch Football spielen?

Gute Frage. Also, im Moment geht's noch. Ich muss erst mal sehen, wie ich beruflich weiterkomme. Bis ich irgendwann beruflich so eingespannt bin, dass mir keine Zeit mehr bleibt. Oder bis ich körperlich nicht mehr kann. Aber vor allem die kleinen Verletzungen brauchen eben schon länger, um auszuheilen, wenn man älter wird. Und ab 16 oder 17 Spielen in der Saison, wird Football dann schon gefährlich, weil das Verletzungsrisiko steigt. Wir hatten diese Saison 18 Spiele und das merkt man dann auch am Ende der Saison.

„Du musst dich schon für den allergrößten Gorilla auf dem Platz halten.“

Was sind denn die hauptsächlichen Verletzungen?

Die Bänder, die Ellenbogen, die Schultern und oft sind auch die Knie kaputt.

Und im Gesicht?

Also ich hatte jetzt gerade zum zweiten Mal seitdem ich Football spiele ein blaues Auge. Aber das ist wirklich sehr selten.

Hatten deine Eltern Angst um dich, als du angefangen hast Football zu spielen?

Das weiß ich gar nicht. Meine Mutter hat eigentlich ständig Angst um mich. Sie war auch schon bei den Spielen. Vor dem Spiel hört man so was wie „Pass auf dich auf!“ oder „Mach nicht so doll“ als Spieler nicht gerne, auch hinterher nicht. Man darf gar nicht daran denken, dass man verletzt werden könnte. Wenn man mit Angst daran geht, bringt das nichts. Es motiviert dich nicht, sondern macht dich eher zurückhaltender und du spielst schlechter.

Was denkst du, wenn du auf das Spielfeld läufst? Hast du wirklich keine Angst, wenn vor dir plötzlich der Schrank in Person steht?

Nein, das geht nicht, das kannst du nicht machen. Du musst dich schon für den allergrößten Gorilla auf dem Platz halten. Und du musst von dir überzeugt sein, darfst nicht denken „Oh, ich könnte jetzt verletzt werden“. Umso größer oder breiter der Schrank, umso mehr motiviert einen das zu Kämpfen.

Willst du bei den Blue Devils bleiben?

Man bekommt schon mal Angebote, die einem das Leben leichter machen würden und da überlegt man schon, aber ja. Ich spiele mit vielen der Jungs schon seit Jahren zusammen. Wir spielen ein hohes Niveau. Und ich möchte in Hamburg bleiben und bei meinen Freunden und Kumpels bleiben.

Was gefällt dir denn, außer deinen Freunden, noch an Hamburg?

Ich bin in Hamburg geboren, ich liebe Hamburg. Das ist eine traumhaft schöne Stadt, die Alster und die ganze Beleuchtung drum herum. Es gibt

schon Momente, wo man durch Hamburg fährt und nur denkt „Wow“. Der Hafen, der Freihafen, die ganzen Sehenswürdigkeiten, der Kiez, auch wenn er dreckig ist. Und meine Freunde, die natürlich auch Sehenswürdigkeiten sind.

Du sagtest einmal, Hugh Heffner sei dein sportliches Vorbild...

Das war ein Scherz, ist schon klar, oder? Ich habe kein sportliches Vorbild, es

gibt zwar ein paar Spieler, die mich beeindruckten, z. B. Ray Louis, aber kein wirkliches Vorbild.

An Hugh Heffner fasziniert dich also nichts?

Er hat eben ein tolles Leben auf seiner Ranch, was sich viele Männer wünschen.

Hast du denn auch Groupies?

Nein. Also ich werde selten auf der Straße erkannt, wenn dann müssen das schon Hardcorefans sein. Aber Groupies habe ich keine.

Fehlt dir diese Art von Anerkennung?

Mir ist die Anerkennung von Frauen ziemlich egal. Eine Ehre ist es, wenn man Anerkennung durch andere Vereine bekommt.

Zurück zum Sport: Auf Fußballfeldern herrscht häufig ein reges Chaos. Jedes Team hat 50 Spieler, es wird ständig gewechselt. Wie läuft das ab?

Wenn man nicht mehr kann, sollte man auf seinen Helm klopfen, dann weiß der Trainer, dass er auswechseln muss. Aber es ist immer schwer, das selbst einzuschätzen. Man will nicht aufgeben, man will für sein Team da sein, man will alles geben. Und da kommt dann die Frage: Hab ich alles gegeben? Es ist sehr schwer selbst raus zu gehen. Die Dicken machen das öfter mal, weil sie dann einfach keine Puste mehr haben, aber die Dünnen weniger.

„Mir ist die Anerkennung von Frauen ziemlich egal.“

Und was ist das härteste am Football?

Das Verlieren. Niedergeschlagen zu sein, die Jungs traurig zu sehen, das ist mit Abstand das Härteste. Körperliche Schmerzen spürst du nicht wirklich und wenn doch, dass ist nicht so schlimm.

Ist die Motivation höher dadurch, dass Football nur euer Hobby ist?

Ich denke schon, da ist man noch voll mit Herz und Liebe dabei. Es gab mal eine Zeit bei uns, wo wir schon ziemlich hohe Aufwandsentschädigungen bekommen haben, und da war das Team nicht so eng zusammen.

Was kommt nach Football für dich?

Ich studiere gerade BWL. Es hat zwar etwas länger gedauert, aber jetzt bin ich scheinbar und schreibe demnächst meine Diplomarbeit. Danach möchte ich im Bereich Wirtschaftsprüfung arbeiten.

Schluss mit lustig Tschö mit ö!

Im Dezember erscheint ein neuer FREIHAFEN. Die Ausgabe Nr. 13 mit dem Titelthema „Bastad Digga Alda“. Also halt die Augen auf! FREIHAFEN findest du in deiner Schule, an der Uni und in Schanzencafés.

Wenn du aber nicht nur FREIHAFEN lesen, sondern gerne daran mitwirken möchtest, dann komm doch einfach vorbei. Wir sind ständig auf der Suche nach engagierten Mitarbeitern in den Bereichen:

- » Redaktion
- » Anzeigen
- » Foto
- » Layout
- » Öffentlichkeitsarbeit
- » Vertrieb

Wir treffen uns jeden Sonntag um 18 Uhr in der AgfJ an den Landungsbrücken. Mehr Informationen erhältst du auf unserer www.freihafen.org oder auf Nachfrage unter mitmachen@freihafen.org.

Du hast Gedanken zu einem Artikel? Unsere Redakteure, Fotografen und Layouter freuen sich immer über ein Feedback. Einfach an die E-Mail Adresse, die sich bei dem Autorenhinweis findet, schreiben.

WERBEN IM FREIHAFEN? Wenden Sie sich an Sebastian Olényi mit einer E-Mail an: anzeigen@freihafen.org.

Zu guter Letzt verabschieden wir uns von Christoph Hanssen als Chefredakteur. Wir danken dir für deine Engagement, deine Unterstützung, deinen Elan. Ohne dich wären wir nie da, wo wir heute sind. Danke für alles!

Das FREIHAFEN-Team.

POLIZEI

JETZT ROCKT DER KIEZ AUF DEN VATTENFALL BÜHNEN

Hier schlägt wieder das lebendige Herz von St. Pauli. Mit Spaß und kostenloser Kultur für Jedermann. Dank der Unterstützung von Vattenfall. Das bietet kein anderer Energiedienstleister in Hamburg.

www.vattenfall.de